

Alfred Hitchcock Die drei ??? **Spuk im Hotel**



Franckh-Kosmos

Spuk im Hotel

Seltsame Dinge geschehen im Hotel der exzentrischen Amanda Black. Ein Unbekannter treibt sein Spielchen mit der ehemaligen Schauspielerin. Über Nacht verschwinden Erinnerungsstücke, die an denkbar merkwürdigen Stellen wieder auftauchen. Doch als schließlich ein Nebengebäude in Flammen aufgeht, sind sich Justus, Bob und Peter einig: Das ist bitterer Ernst! Die drei ??? entschließen sich, dem Täter eine Falle zu stellen.

»Drei Fragezeichen« sind das Symbol des Juniordetektiv-Teams Justus, Bob und Peter aus Rocky Beach in Kalifornien.

»Wir übernehmen jeden Fall« heißt ihr Motto, und dabei scheuen sie weder Risiko noch Gefahren. Ihre Zentrale in einem alten Camping-Bus mit angegliederter Elektronik-Werkstatt ist durch Video-Überwachung gesichert und bestens ausgestattet: Telefon- und Anrufbeantworter mit Fernabfrage, Computer mit Datenbank und intelligenter Software, Satellitenschüssel auf dem Dach und Sprechfunk. Die Autos der drei Jungen hingegen sind nicht gerade vom neuesten Baujahr und lassen sie oft im entscheidenden Moment im Stich. Aber jeder Fall erfordert sowieso in erster Linie Intelligenz, Phantasie, Ausdauer und Mut von dem Trio. Ohne Justus' Superhirn, Bobs taktisches Geschick und Peters Unerschrockenheit könnten die drei ??? die kniffligen Fälle trotz High-Tech-Ausstattung nicht lösen. Denn es gilt, gefährliche Gangster und trickreiche Betrüger zu überführen und dingfest zu machen.

Alfred Hitchcock

Die drei ??? Spuk im Hotel

erzählt von

Brigitte Johanna Henkel-Waidhofer

Franckh-Kosmos

Schutzumschlag von Aiga Rasch, Leinfelden-Echterdingen

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Henkel-Waidhofer, Brigitte Johanna:

Die drei ??? – Spuk im Hotel / erzählt von Brigitte Johanna Henkel-Waidhofer. Alfred Hitchcock. –

Stuttgart: Franckh-Kosmos, 1994

ISBN 3-440-06768-8

© 1994, Franckh-Kosmos Verlags-GmbH & Co., Stuttgart

Based on characters created by Robert Arthur. This work published by arrangement with Random House, Inc.

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-440-06768-8

Printed in Czech Republic / Imprimé en République tchèque

Satz: Steffen Hahn GmbH, Kornwestheim

Herstellung: Těšínská Tiskárna, Český Těšín

Rettung in letzter Sekunde

Justus stand im ersten Stock der alten Villa am Fenster und sah ungeduldig auf seine Uhr. Vom Kirchturm her hatte es gerade zwölf geschlagen, und er wußte, daß der Einbrecher pünktlich um Mitternacht kommen würde. Er starrte nach unten in den Park. Die Nacht war rabenschwarz, so stockdunkel, daß die mannshohe Mauer rund um das Grundstück meistens nicht zu erkennen war. Nur ab und zu, wenn plötzlich der Mond durch die Wolkendecke brach, erschien die Mauerkrone in einem fahlen Licht.

Um zwei Minuten nach zwölf glaubte Justus einen schwarzen Schatten zu sehen, der sich über die Mauer schwang. Er hörte sein Herzklopfen und zwang sich zur Ruhe. Schließlich verlief alles nach Plan. Lautlos, mit ein paar riesigen Schritten mußte die Gestalt den Park durchquert haben, denn schon im nächsten Moment tauchte sie unten an der schweren Eichentür auf.

Auf Zehenspitzen schlich Justus von seinem Beobachtungsposten hinaus auf den Gang. Mit angehaltenem Atem lauschte er hinunter. Unten in der Diele hatte er absichtlich eine Stehlampe brennen lassen. Ihr funzliges Licht, so hatte er gehofft, würde den Einbrecher nicht stören, und deshalb ließe er sie vielleicht an. Justus' Rechnung ging auf. Im trüben Widerschein der Lampe sah er dem Einbrecher zu, wie er sich, ohne zu zögern, über Schränke, Truhen und Schubladen in der geräumigen Eingangshalle her machte. Es war ein spindeldürrer Männlein mit Spinnenbeinen. Der Dieb arbeitete vollkommen geräuschlos. Ab und zu steckte er etwas ein. Einmal hielt er inne, legte merkwürdig große Hände an die Ohren und lauschte ins Haus. Im nächsten Augenblick wandte er sich nach oben. Justus erschrak. Seltsamerweise befürchtete er nicht, entdeckt worden zu sein, aber das Gesicht des Diebs hatte keine untere Hälfte. Erst dann begriff Justus, daß es eine schwarze Maske war, die sie verdeckte.

Der Unbekannte kam die Treppe herauf. Aber er ging nicht, sondern machte gewaltige Sprünge, mit denen er acht Stufen auf einmal zu nehmen schien. Darauf war Justus nicht gefaßt gewesen. Er spürte, wie er blaß wurde, und wich hinter einen Vorsprung im Flur zurück. Seine rechte Hand umklammerte den Holzknüppel, mit dem er sich für alle Fälle bewaffnet hatte. Nicht mehr als einen halben Meter entfernt, huschte der Einbrecher an ihm vorüber. Deutlich zu erkennen waren die langen blonden Haare, die unter einer Schirmmütze hervorquollen. Lautlos stieß er die Tür zu dem Zimmer auf, in dem Justus bis eben noch gestanden und auf den nächtlichen Besuch gewartet hatte. Der Strahl einer Taschenlampe begann sich gespenstisch durch den Raum zu tasten und blieb mal hier, mal dort hängen. Wieder gingen die Schubladen auf, wie von Geisterhand bewegt. Der Erste Detektiv runzelte ärgerlich die Stirn. Es war doch unmöglich, daß dieser merkwürdige Mensch dabei keinerlei Geräusche verursachte.

Es wurde Zeit, dem Treiben ein Ende zu machen. Beweise gab es genug. In den Taschen des Mannes würden sie jetzt Diebesgut in Hülle und Fülle finden. Justus ließ den Knüppel zu Boden plumpsen, steckte Zeige- und Mittelfinger beider Hände in den Mund und gab einen markerschütternden Pfiff von sich. Das war das Zeichen für Peter und Bob, die sich in der Küche versteckt hielten.

Der Lichtschein der Taschenlampe stand still. Justus marschierte durch den Flur und pflanzte sich in der Tür auf. Kein Laut war zu hören. Langsam, endlos langsam drehte sich der Lichtstrahl zu Justus hinüber. Dabei wurde der Schein immer heller, bis er ihn so mächtig anleuchtete wie die Flutlichtanlage im Stadion von Rocky Beach.

Der Erste Detektiv räusperte sich. Er hatte einen trockenen Hals, aber überhaupt keine Angst. Drei gegen einen, da konnte eigentlich nichts passieren.

»Guten Abend, Mister. Oder besser: Guten Morgen. Ihr Spiel

ist aus.« Er fand, daß er das sehr schön gesagt hatte. Allerdings wunderte er sich, daß seine Stimme so blechern schepperte.

Eine Antwort gab es nicht. Statt dessen kam das Licht immer näher. Justus wich zurück. Er warf einen Blick auf die Treppe, auf der jetzt Peter und Bob nach oben stürmen mußten. Aber von den beiden Freunden war nichts zu sehen.

»Hihihi«, lachte eine Fistelstimme, und dann: »Huhuhu!«

Verzweifelt starrte Justus zur Treppe hinüber.

»Auf deine Freunde kannst du lange warten«, kicherte die Stimme. »Die liegen brav im Bett.«

»Das ist eine Lüge!« rief Justus und zeigte auf die Treppe. Das Licht hatte ihn fast erreicht. Wieder riß er den Kopf zur Seite.

Was er jetzt sah, ließ ihn fast umfallen vor Schreck. Statt Peter und Bob stieg ein schwarzer Hund die Treppe herauf. Majestätisch nahm er Stufe um Stufe. Noch niemals hatte Justus einen derart riesigen Hund gesehen. Seine roten Augen waren weit aufgerissen, und sein buschiger, steil aufgerichteter Schwanz wippte mit jeder Stufe nach links und dann wieder nach rechts.

Das Licht berührte jetzt Justus' Nasenspitze. Er schrie laut auf und preßte im selben Moment die Hand auf den Mund.

»Hierher!« rief die Fistelstimme. »Hierher, Cäsar! Hier habe ich etwas für dich!«

Im nächsten Augenblick riß etwas an Justus' Schulter. Es tat weh, und er wollte fortschieben, was ihn da rüttelte und schüttelte wie eine leblose Puppe aus Holz. Aber er war wie gelähmt.

»Hey, Justus!« rief eine helle, weiche Mädchenstimme. Sie klang ganz anders als das fistelige Organ hinter dieser verfluchten Taschenlampe. Er fuhr hoch und wäre beinahe mit dem Gesicht von Lys de Kerk zusammengestoßen.

»Aufwachen, Justus«, sagte Lys und warf ihre langen, blonden Haare mit einem Ruck nach hinten. »Hast du eine Ahnung,

wie spät es ist?«

Ächzend ließ sich Justus zurückfallen. »Diese blöden Alp-träume!«

»Hab' ich dich mal wieder gerettet?« wollte Lys wissen. Durch die halbgeschlossenen Lider riskierte Justus einen Blick auf seine Freundin. Natürlich hatte sie ihr schelmisches Lächeln aufgesetzt, das er so an ihr mochte. Aber um es richtig zu genießen, war er noch viel zu benommen.

»Genau«, stöhnte er. »In allerletzter Sekunde.« Aber was er geträumt hatte, wußte er nicht mehr.

Lys zog einen Stuhl an die Klappliege und ließ Justus zur Besinnung kommen, bevor sie mit den Neuigkeiten herausrückte. Unterdessen wanderte ihr Blick durch den Campingwagen, der den drei ??? als Hauptquartier und ihrem Anführer Justus Jonas von Zeit zu Zeit auch als Schlafstatt diente. »Hier müßte mal jemand aufräumen«, bemerkte sie. Die Berge von Zeitungen, Büchern, Geschirr, Disketten und Klamotten, die beinahe jeden Zentimeter im Büro des Detektivtrios von Rocky Beach in Anspruch nahmen, schienen ihr nicht besonders zu imponieren.

»Hast ja recht«, brummte Justus und richtete sich langsam auf. »Aber um mir das zu sagen, bist du doch hoffentlich nicht hergekommen.« Kaum hatte er den Satz ausgesprochen, hätte er sich schon auf die Zunge beißen können: Es hatte viel unfreundlicher geklungen, als es gemeint war. Justus Jonas legte auf seine Freundschaft mit Lys de Kerk den allergrößten Wert, und er wurde darum von sämtlichen Jungs in Rocky Beach und Umgebung beneidet. Das bildhübsche Mädchen mit den langen blonden Haaren ging bereits aufs College.

Nach der High School, die Justus und seine beiden Freunde Peter Shaw und Bob Andrews besuchten, hatte sie sich in einigen Filmen einen Namen als begabte Nachwuchsschauspielerin gemacht. Kritiker sagten ihr eine große Zukunft voraus, aber dann war sie doch lieber ans College gegangen.

»Um einen vernünftigen Beruf zu erlernen«, wie sie zu sagen pflegte. Einmal hatte Justus sie gefragt, ob sie denn die Schauspielerei für etwas Unvernünftiges halte. Aber daraufhin hatte sie bloß vielsagend geschwiegen und ihm zum Trost ihr berühmtes Lächeln geschenkt.

»Natürlich nicht«, entgegnete Lys. »Du könntest ja sonst auf die Idee kommen, ich sollte dir helfen. Ich räume mindestens so ungern auf wie du.«

Justus sah ungläubig zu ihr auf. Unordnung in ihrem kleinen Apartment in der Stadt war ihm noch nie aufgefallen. »Das baut mich auf«, grinste er. Aber dann entschied er sich, das Thema zu wechseln. Er sprang aus dem Bett und begann auf den Füßen zu wippen. Von der Hacke zu den Zehenballen und wieder zurück.

»Meine neue Morgengymnastik«,klärte er die erstaunt dreinblickende Lys auf. »Kommst du mit rüber? Frühstücken?« Mit dem Kopf zeigte er zum Wohnhaus von Onkel Titus und Tante Mathilda hinüber.

»Keine Zeit.« Lys schüttelte den Kopf. »Ich bin verabredet. Zum Essen.« Justus unterdrückte die Frage, mit wem. Er wußte, daß Lys Eifersucht nicht ausstehen konnte. Sie schien seine Gedanken erraten zu haben und gab von sich aus Auskunft. »Mit Elizabeth und Kelly. Aber wir haben abgemacht, keinen von euch mitzunehmen.« Sie lächelte ihr schelmisches Lächeln. Und Justus knurrte, er, Peter und Bob hätten sowieso anderes und wichtigeres zu tun. Natürlich war daran kein Wort wahr, und als er es merkte, schämte sich Justus ein bißchen.

Lys stand auf und sah Justus zu, wie er sich an dem kleinen Waschbecken an der einen Seite des Campingwagens kaltes Wasser ins Gesicht schleuderte. »Es geht um Amanda«, sagte sie. Es war bestimmt schon acht Tage her, daß Lys ihm von ihrer alten Schauspiellehrerin erzählt hatte. Aber Justus, das Superhirn, der alles speicherte, was er erfuhr, war sofort im Bilde: Amanda hatte vor etwa 15 Jahren am Rande der Stadt,

nicht weit von ihrer alten Wirkungsstätte Hollywood, eine alte Villa gekauft und als Hotel eingerichtet. Bei ihrem letzten Treffen hatte sie Lys von zwei merkwürdigen Vorgängen im Hotel erzählt: Zuerst war aus ihrer eigenen Wohnung ein wertvoller alter Teppich verschwunden, der ein paar Tage später im Heizungskeller wiedergefunden wurde. Und kurz darauf hatte sie ein Gemälde vermißt, das dann, vom Regen durchnäßt, im Park wieder auftauchte.

»Du erinnerst dich –« fuhr Lys fort.

»Natürlich erinnere ich mich«, unterbrach Justus sie.

»– daß ich Amanda gesagt habe, ich kenne die besten Detektive in der ganzen Gegend.«

»Und jetzt hat der große Unbekannte wieder zugeschlagen, und sie will keine Polizei im Haus haben. Und deshalb hat sie dich angerufen und gefragt, ob wir wohl für sie arbeiten würden. Natürlich so, daß keiner der Hotelgäste etwas davon bemerkt.« Justus sah Lys herausfordernd an. »Stimmt's?«

»Klar stimmt's.« Lys verzog keine Miene. »Wenn Sherlock Holmes kombiniert, ist er doch praktisch unfehlbar.« Sie fuhr ihm durchs Haar, drückte einen Kuß auf seine Stirn und stand im nächsten Augenblick schon in der Tür. »Es geht ihr nicht gut. Sie hat Angst, daß man es gar nicht auf die Sachen abgesehen hat.«

»Sondern?«

»Daß man sie irgendwie – irgendwie verrückt machen will.«

»Wie kommt sie darauf?«

»Die Sachen werden ja alle nicht gestohlen. Gestern morgen stand eine alte Filmkamera, die Amanda von ihrer Mutter geerbt hat, plötzlich in der Hotelküche. Amanda schwört, sie seit Jahren nicht mehr in der Hand gehabt zu haben. So ein Unfug!« Lys schüttelte wütend den Kopf.

»Hört sich sehr interessant an«, meinte Justus.

»Ich sag' Amanda Bescheid, daß ihr euch meldet«, sagte Lys.

»Sie soll sich keine Sorgen machen«, rief Justus ihr nach.

»Der Fall ist bereits so gut wie gelöst.« Während er sich abtrocknete, sah er Lys zu, wie sie ihr an den Campingwagen gelehntes Fahrrad bestieg und dann quer über den Schrottplatz des Gebrauchtwaren-Centers T. Jonas preschte. Beim Anblick der langen blonden Haare, die im Fahrtwind um ihren Kopf herumflatterten, fiel ihm mit einem Schlag der ganze Traum mitsamt der Gestalt und ihrer Haarpracht unter der Schirmmütze wieder ein. Und dann wurde ihm klar, daß Lys' erste Erzählung vor ein paar Tagen der Auslöser für seinen Traum von diesem sonderbaren Dieb gewesen war.

Während er nach dem Telefon angelte, erinnerte er sich auch wieder daran, daß die beiden Freunde ihn so schmäählich im Stich gelassen hatten. Natürlich nur im Traum. Im richtigen Leben würden sie so etwas nie tun. Justus grinste und wählte als erstes die Nummer des Zweiten Detektivs Peter Shaw.

Knobeln mit Folgen

Auf besonderen Wunsch von Peter fand die Besprechung der drei ??? im Freibad von Rocky Beach statt. Schließlich war Peter das Sport-As ihrer Schule, und wenn er Trainingsrückstand geltend machte, dann war dagegen schlecht anzukommen. »Aber es sind doch Ferien«, hatte Justus eingewandt, war aber prompt gescheitert. »Eben deshalb«, hieß Peters Konter. »Weil ich während des Schuljahres viel zu selten zum Schwimmen komme, muß ich das in den Ferien nachholen.«

Schließlich hatte Justus nachgegeben. »Aber nur, wenn du einmal gegen mich antrittst.« Das war nämlich das Paradoxe: Justus, der körperliche Betätigung nicht mochte und daraus auch keinen Hehl machte, konnte schwimmen wie ein Fisch im Wasser. Regelmäßig ließ er über fünfzig Meter sogar Peter Shaw um eine halbe Länge hinter sich.

Jetzt standen sie am Rand des 25-Meter-Beckens.

»Drei – zwei – eins«, zählte Bob, »los!«

Peter hechtete formvollendet ins Wasser. Justus brauchte für seine Reaktion auf das Kommando fast eine halbe Sekunde länger, und die Art und Weise, wie er mehr fiel als sprang, ließ Bob die Augen verdrehen. »Das lernt er nie«, brummte er. Dann ging er neben den beiden her. Aber es dauerte nur einige Züge, bis Bob seinen Schritt beschleunigen mußte, so rasend schnell hatte Justus Peter eingeholt. Wieder einmal konnte Bob es nicht begreifen. Kopfschüttelnd registrierte er, daß Justus bei der Wende schon klar vorn lag. Natürlich verlor er dort wieder etliches an Boden. Denn während Peter einen Überschlag hinlegte, wie er schöner nicht sein konnte, grapschte Justus ungeschickt nach der Wand, wälzte sich nach links und konnte sich nur noch im letzten Moment wenigstens ein bißchen mit den Zehen abstoßen.

Auf der Hälfte des Rückweges hatte er zu Peter aufgeschlos-

sen. Im Ziel war er wieder eine halbe Körperlänge voraus.

»Ich gebe auf«, ächzte Peter. »Ich habe genug. Ein für alle Mal.« Er war völlig ausgepumpt. Aber auch Justus hing keuchend am Beckenrand. Die Jungen wußten, daß seine Kondition gerade für fünfzig Meter reichte.

Als sie aus dem Becken kletterten, klatschten einige Kids, die das Duell verfolgt hatten, heftig Beifall. Justus winkte großmütig ab, aber ein frecher Bengel drängte sich an ihn heran und sagte: »Normalerweise stammt ja der Mensch vom Affen ab. Du bist die Ausnahme. Bei dir muß es der Hering gewesen sein.« Es gab Gelächter, und Justus lachte notgedrungen mit. Er hatte oft hin und her überlegt, woher seine Fähigkeit kam, so schnell zu schwimmen. Aber in diesem Punkt hatten ihm seine eigenen Erklärungsversuche nicht eingeleuchtet.

Auf der Wiese ließen sie sich auf ihre Decken fallen und genossen erst einmal die warme Sonne. Über ihnen spannte sich ein hellblauer, wolkenloser Mittagshimmel. Es war nicht so heiß wie sonst um diese Jahreszeit. Vom Pazifik fächelte ein angenehmer Wind herüber.

»Also, wie ihr wißt, gibt es Arbeit«, sagte Justus schließlich. »Ich hab' auch schon einen Plan.«

»Klar hast du einen Plan.« Bob blinzelte faul in die Sonne. »Ich hab' auch einen. Nämlich Ferien machen. Und wenn ich keine Ferien mache, dann arbeite ich bei Sax.« Sax Sendler war der Inhaber einer Musikagentur, bei der Bob jobbte und sein Taschengeld verdiente. »Und im übrigen erwartet mein Vater, daß ich ihm helfe. Der hat sich nämlich in den Kopf gesetzt, daß in den nächsten sechs Wochen unsere Wohnung renoviert werden muß. Und das will er selbermachen. Das heißt: mit seinem Sohn.«

Peter verschränkte die Hände hinter dem Kopf und grunzte. »Mein Programm steht auch schon ziemlich fest. Schwimmen, Joggen, Tennis spielen. Außerdem Mathe büffeln. Ganz zu schweigen von Geographie und Physik. Ihr wißt ja, was Jerry

gesagt hat: Peter Shaw, bei dir steht die Ampel auf kurz vor rot.« Mr. Gerald Benson, der von allen nur Jerry genannt wurde, war ein ebenso strenger wie fürsorglicher Lehrer.

Wenn der so etwas sagte, das wußte jeder an der High School von Rocky Beach, dann wurde es Zeit, die Ärmel aufzukrempeln.

»Ich habe nichts gegen eure Pläne«, sagte der Erste Detektiv. »Aber ihr werdet sie um ein paar Tage aufschieben. Ihr wollt doch wohl nicht, daß Lys vor ihrer alten Schauspiellehrerin dasteht wie eine Aufschneiderin, oder?«

Peter und Bob brummen etwas, das Justus nicht verstand. Aber er legte es als Zustimmung aus. »Eben«, bekräftigte er. »Also, paßt auf. Diesen Fall lösen wir um so schneller, je näher wir uns an den Tatort begeben. Und deshalb schlage ich folgendes vor: Morgen gehen zwei von uns zu Amanda und bieten ihr an, im Hotel zu arbeiten. Natürlich darf kein Gast und möglichst auch niemand von ihren Mitarbeitern erfahren, wer wir sind und was wir wollen.«

»Ein ausgezeichnete Plan«, lobte Peter grinsend. »So macht ihr es. Ihr dürft mich alle zwei Tage anrufen und mir erzählen, wie ihr vorankommt. Oder auch mal zwischendurch, wenn ihr einen Rat braucht.«

»Das könnte dir so passen«, blieb Justus hart. »Alle oder keiner. Also alle.«

»Und was macht der dritte?« Peter witterte, daß Justus noch einen Trumpf im Ärmel hatte: einen Köder.

»Der mietet sich als Gast ein. Und zwar, ohne daß Amanda davon weiß.«

Peter und Bob schwiegen. »Und wer zahlt nachher die Rechnung?« wollte Peter wissen. Es klang schon wesentlich interessierter.

»Das ist das Problem«, gab Justus zu. Aber natürlich hatte er auch dafür schon eine Antwort parat. »Wir müssen uns eben beeilen. Wenn wir den oder die Übeltäter in ein paar Tagen

überführt haben, dann wird Amanda wohl kaum Geld verlangen. Schließlich nehmen wir, wie immer, auch in diesem Fall kein Honorar.« Er hatte den Kopf in die eine Hand gestützt, und mit der anderen rupfte er Grashalme aus, um sie in diese angenehme blaue Sommerluft zu blasen.

»Fabelhafte Idee!« Mittlerweile war Bob ganz angetan. Die Aussicht, sich für ein paar Tage in einem gemütlichen Hotel einzuquartieren, verwöhnt zu werden nach Strich und Faden und so ganz nebenbei diese merkwürdigen Diebstähle aufzuklären, das schien ihm eine Überlegung wert. Eine Alternative zur Arbeit bei Sax Sendler, wo ihn überwiegend Lagerarbeiten und Botengänge erwarteten, war es allemal. Daß er von den drei ??? der geeignetste für die Rolle des Gastes war, stand für ihn außer Zweifel. Schließlich hatte er bei Sendler auch anspruchsvolle Tätigkeiten verrichtet, beispielsweise die Begleitung von Musikgruppen übernommen oder zusammen mit dem Chef einzelne prominente Künstler betreut. Jedenfalls war ihm die Aufgabe, zwanglos mit den anderen Gästen des Hotels umzugehen, geradezu auf den Leib geschneidert. Bob lächelte Justus zu und gab ihm einen aufmunternden Klaps auf die Schulter. »Wirklich, nicht schlecht, was du dir da ausgedacht hast.«

»Wenn ihr meint«, sagte Peter gedehnt. »Ich werde euch den Spaß an der Freud nicht verderben.« In Gedanken sah er schon, wie Justus als rechte Hand des Hausmeisters in wenigen Tagen unentbehrlich werden würde. Und auch für Bob würde sich etwas Geeignetes finden. Jedenfalls war klar, daß nur er, Peter, als Hotelgast in Frage kam. Für diese Rolle wurden Eleganz und Weitläufigkeit benötigt. Daß er da nicht zu schlagen war, wußte in Rocky Beach jedes Kind. Siegesgewiß schenkte er den beiden ein freundliches Lächeln.

Unterdessen überlegte Justus, wer von den beiden anderen die bessere Figur als Kellner machen würde. Auf diesem Gebiet verfügen beide über etwa gleich große Qualitäten, dachte er

und gratulierte sich insgeheim zu seinem guten Team. Dann fiel ihm der Garten ein, den die Andrews besaßen, und daß Bob wohl oder übel darin schon so manche Stunde hatte zubringen müssen. Folglich war Bob wie dazu geschaffen, den großen Park zu versorgen, der Amandas Hotel umgab, wie Lys ihm erzählt hatte. Aber dann entschied er, den beiden die Wahl zwischen Kellnern und Gartenarbeit selbst zu überlassen. Das war auch besser für ihre Motivation. Daß er, Justus, den Gast spielen würde, brauchte ja nicht weiter diskutiert zu werden. Schließlich war er der Anführer der drei ????. Und natürlich trug der Gast, weil er ja keine Pflichten haben würde, auch die Hauptverantwortung für die Lösung des Falles.

Erst jetzt bemerkte Justus die etwas nervöse Stille. Stirnrunzelnd betrachtete er die Freunde und verstand sofort. Aber Peter kam ihm zuvor. Auch der Zweite Detektiv hatte inzwischen begriffen, daß sie alle drei an dasselbe dachten.

»Wie ich uns kenne«, sagte er betont lässig, »will jeder den Gast spielen. Natürlich wäre das eigentlich eine Rolle für mich. Aber bevor ich anfangen, euch mühsam davon zu überzeugen, schlage ich vor, daß wir losen.« Eine Antwort der beiden wartete er gar nicht erst ab. Statt dessen rupfte er drei unterschiedlich lange Grashalme aus, verbarg sie in seiner Faust und zupfte die Spitzen zwischen Zeigefinger und Daumen hervor. »Wer den längsten zieht, wird's.« Mit diesen Worten hielt er den beiden die Faust hin.

»An sich bin ich ja der Meinung, daß wir darüber reden müßten, wer von uns der geeignetste ist«, zögerte Justus.

»Klar, daß ihr das nicht wollt. Und deshalb plädiere ich für einen Wettkampf.« Er grinste die beiden so unverschämt an, daß sein Mund von einem Ohr zum anderen reichte. »Zum Beispiel Schwimmen.« Die beiden Freunde zogen es vor, auf diese Provokation gar nicht erst zu reagieren. »Na schön«, fuhr Justus fort, »ich weiche der Gewalt. Ihr wollt die Diktatur des Zufalls.« Mißmutig schnappte er einen Grashalm und betrach-

tete ihn mißtrauisch von allen Seiten.

Bob zog den nächsten, der war noch um einiges kürzer.

Zweifellos der längste war der, den Peter in der Hand behalten hatte. Triumphierend zeigte er ihn vor. Er sprang auf, ließ sich mit vorgestreckten Armen gleich wieder zu Boden fallen und ging zu den drei Dutzend Liegestütz über, die er jeden Tag mindestens absolvierte. »Es hat den getroffen, der es sowieso hätte machen müssen«, rief er. »Aber die Menschen sind nun mal uneinsichtig. Und weil sie das wissen, haben sie das Los erfunden.«

»Dann übernehme ich die Bedienung der Gäste«, sagte Justus schnell. »Das hat auch den Vorteil, daß ich mich offiziell bei Amanda vorstellen kann. Schließlich bin ich der Chef der drei ???.«

Amandas »Old Star«

Der Weg schlängelte sich von der Küstenstraße einige Kurven hinunter auf eine schmale, bewaldete Landzunge. Wie überall im Nordwesten von Los Angeles waren auch hier die Spuren der großen Waldbrände vom vergangenen Herbst deutlich zu sehen. Viele Bäume trugen allerdings trotz ihrer schwarzen Stämme schon wieder saftige, grüne Triebe.

»Toll, was die Natur kann«, meinte Justus nachdenklich, während Bob seinen Käfer sicher die enge Straße entlang chauffierte. »Vor einigen Monaten hat es hier noch ausgesehen wie in einer toten Marslandschaft.«

Allmählich wich der Wald von der Straße zurück. Wiesen und Äcker schoben sich vor, immer öfter tauchten alleinstehende Häuser von offenbar wohlhabenden Leuten auf. Hinter einem kleinen Dorfzentrum rückte sogar die Betonsilhouette eines zwölfstöckigen Gebäudes auf, von dessen Dach herab riesige Lettern den Namen des Hotels verkündeten: »Pacific Beach«.

»Das ist es«, sagte Bob. Justus protestierte lautstark, bis er hinzusetzte: »– noch nicht.«

Gleich dahinter wurde die Landschaft wieder idyllisch. Justus war zufrieden. Lys hatte nicht zuviel versprochen, als sie ihm die Gegend beschrieben hatte: »Viel Natur, viel Ruhe, null Verkehr. Schlicht schön.«

»Da drüben!« Bob entdeckte die große Villa als erster. Wie ein englisches Tudor-Schloß stand das dreistöckige Gebäude in einem großen, von wuchtigen Hecken umgebenen Park. Er zuckte zusammen, als ihm einfiel, daß ihm die Rolle des Gärtners zugedacht war. Wenn der Park nicht gepflegt war, würde er da jede Menge Arbeit finden. Er entschloß sich, den Fall im Blitztempo zu lösen, um so schneller konnte er diesem Arbeitsplatz wieder den Rücken kehren. Andererseits, dachte er im nächsten Moment mit einem Blick auf das Anwesen, so

übel sah das alles gar nicht aus.

An der rechten Seite des großen, geschwungenen Einfahrtstores war ein dezentes goldenes Schild angebracht. »Amanda's Old Star« stand in Schnörkelschrift darauf zu lesen. Sie fuhren durch eine kurze Allee auf das Portal zu. Näher betrachtet, machte das Gebäude einen nicht mehr ganz so hochherrschaftlichen Eindruck. An einigen Stellen bröckelte der Sandstein. Etliche von den mannshohen Figuren, die das Dach über dem Portal trugen, hatten fast keine Gesichtszüge mehr.

»Umweltverschmutzung«, stellte Justus mit Kennermiene fest. »Aber wer das renovieren will, muß ein Vermögen hineinstecken.«

Bob brachte den Wagen auf dem weißen Kies zum Stehen. Sie stiegen aus und gingen mit knirschenden Schritten auf die breite, schwere Flügeltür zu.

»Oder müssen wir durch den Dienstboteneingang?« fragte Bob grinsend.

»Das war mal. Das gibt's nicht mehr«, sagte Justus.

Amanda Black mochte Mitte sechzig sein. Ihre weißen Haare hatte sie zu einem Kunstwerk aufgetürmt, das von ferne an den Turmbau zu Babel erinnerte. Justus betrachtete den stark geschminkten Mund und die ebenfalls sehr energisch nachgezogenen Augenbrauen und überlegte, daß diese Haartracht beim Schlafen ziemlich störend sein mußte. Oder aber Mrs. Amanda Black vernichtete die kunstvolle Frisur abends und verwandte jeden Morgen eine ganze Menge Zeit vor dem Spiegel, um sie wieder in die übliche Form zu bringen.

»Mein Name ist Justus Jonas«, sagte er und deutete eine Verbeugung an, die der hinter ihm stehende Bob nicht für besonders gelungen hielt. »Und das hier ist mein Freund Bob Andrews.«

Amanda thronte in ihrem Büro hinter einem ausladenden Schreibtisch und winkte die beiden auf zwei altertümliche

Stühle. Altertümlich, das hatten Justus und Bob gleich bemerkt, war vieles in diesem Haus, das offensichtlich Ende des vergangenen Jahrhunderts erbaut worden war. Aber es wirkte heimelig. Gar nicht dazu passen wollte die Ritterrüstung, die gleich neben Amandas Schreibtisch stand. Mit ihrer leicht angerosteten Hellebarde sollte sie wohl dem Besucher signalisieren, daß es besser war, sich mit der Herrin des Hauses gut zu stellen.

»Ihr seid also diese berühmten Detektive«, stellte Amanda fest. Es klang etwas irritiert. Vielleicht, dachte Justus, hat sie Nero Wolfe erwartet oder Mike Hammer. Aber Amanda würde noch dahinterkommen, daß die auch nicht besser waren als sie.

»Ganz recht«, antwortete Justus. »Eigentlich sind wir zu dritt. Aber ein Kollege arbeitet derzeit auch an einem Fall.« Er hatte lange überlegt, bis ihm diese Formulierung eingefallen war. So mußte er jedenfalls nicht lügen. »Lys de Kerk hat uns bereits ausführlich informiert. Wir schlagen Ihnen folgendes vor: Sie stellen Bob für Arbeiten im Park ein, ganz offiziell. Und ich betätige mich im Service. So können wir alles beobachten, was im Haus und außerhalb vor sich geht. Natürlich darf niemand wissen, wozu wir wirklich hier sind.«

Amanda nickte stumm. »Gehen wir«, sagte sie und stand auf.

Es klopfte, und im nächsten Augenblick stand Lys in der Tür. »Entschuldigung.« Sie errötete ein wenig. »Ich habe mich verspätet.«

Amanda Black machte eine großzügige Geste und umarmte sie, als hätte sie ihre junge Freundin seit Jahren nicht mehr gesehen. »Lys de Kerk war meine begabteste Schülerin. Wenn sie wollte, könnte sie in Hollywood schon ein großer Star sein.« Sie sah die drei jungen Leute bedeutungsvoll an. »Aber was ist heute schon Hollywood? Nur noch das Geld zählt. Und die Kunst? Paah!« Ihre wegwerfende Handbewegung unterstrich, was Amanda Black vom modernen Filmbetrieb hielt. »Ich bin eben dabei, unseren jungen Freunden das Haus zu

zeigen.« Sie drapierte ihren riesigen weißen Schal um den Hals, als wäre er eine Schlange.

»Als erstes zeige ich euch eure Zimmer«, kommandierte die Schauspiellehrerin. »Sie sind ganz oben, im dritten Stock.«

Sie ging voraus. »Wir nehmen den Fahrstuhl.« Oben angekommen, schleuste Amanda die drei jungen Leute durch einen langen kahlen Flur in einen kleinen Raum mit zwei Etagenbetten. »Euer Reich«, sagte sie und machte wieder eine ihrer großen Gesten. Eine bessere Besenkammer, fand Justus. Er dachte an sein Zimmer bei Onkel Titus und Tante Mathilda. Bestimmt war es drei Mal so geräumig und gemütlich wie dieses schmucklose Loch, in dem es außer den Betten nichts gab bis auf einen Schrank, ein Waschbecken und zwei Stühle. Außerdem konnte es dringend einen frischen Farbanstrich gebrauchen. »Ihr werdet euch wohlfühlen«, verkündete Amanda und rauschte wieder hinaus.

»Ist ja nicht für die Ewigkeit«, flüsterte Lys, als sie die langen Gesichter der beiden Jungen bemerkte.

Draußen nahm Amanda einen anderen Weg und wies auf zwei Türen. »Hier wohne ich selbst«, sagte sie. Justus hätte gern einen Blick in Amandas Privaträume geworfen, aber sie war schon weiter.

»Werden hier oben auch Zimmer vermietet?« fragte der Erste Detektiv.

Amanda verneinte. Durch das Treppenhaus stiegen sie in den zweiten Stock hinunter, wo das Haus wieder einen freundlicheren Eindruck machte. An den Wänden der engen Gänge hingen eine Unzahl Kopien von alten Meistern. »Velasquez«, trumpfte Bob auf, als sie an einem Mädchen in blauem Gewand vorbeikamen, das nicht wie ein Kind, sondern wie eine zu klein geratene Erwachsene aussah. »Bravo, junger Mann«, lobte Amanda. Daß Bob das berühmte Gemälde mit der spanischen Infantin zufällig zwei Tage vorher auf einem alten Kalenderblatt in Sax Sendlers Rumpelkammer gesehen hatte, brauchte

Amanda ja nicht zu wissen.

Im ersten Stock dominierten französische Impressionisten.

»Oben sind unsere einfacheren Appartements«, erläuterte die Hausherrin, »alle mit Bad und WC und einem kleinen Vorraum. Hier unten sind die Zimmer größer und teurer, mit Blick auf den Park oder aufs Meer. Die Zimmer mit einer Hunderternummer sind im ersten, alle über zweihundert im zweiten Stock.«

Justus nickte. »Und jetzt«, sagte er mit fester Stimme, »möchten wir gern einen Blick in Ihre Gästeliste werfen.«

Amanda blieb wie angewurzelt stehen. Sie musterte Justus, als hätte er soeben die Erlaubnis verlangt, jedes Zimmer einzeln in Abwesenheit der Gäste durchsuchen zu dürfen.

»Aber das ist ganz unmöglich!«

»Also weißt du, Amanda«, schaltete Lys sich ein. »Kannst du uns bitte gütigst sagen, wie Justus, Bob und...« Blitzschnell räusperte sich Justus, und Lys kapierte sofort. Von Peter wußte Amanda ja nichts. »... wie dir Justus und Bob helfen sollen, wenn sie nicht wissen, wer hier wohnt?«

Amanda seufzte, als trüge sie einen Sack voll Blei eine Treppe hinauf. Dann gab sie nach. »Ich muß jedoch um äußerste Diskretion bitten. Das Ansehen meines Hauses steht auf dem Spiel.« Dabei warf sie den Kopf trotzig in den Nacken. Aber Bob sah ihren traurigen Blick. Amanda Black schien darunter zu leiden, daß sie in ihrem eigenen Hause von irgendwelchen finsternen Gesellen zu derartigen Maßnahmen gezwungen wurde.

Als sie die Treppe ins Erdgeschoß hinunterstiegen, hörte Justus auf dem letzten Absatz eine vertraute Stimme. Geistesgegenwärtig stieß er Lys in die Seite. Als sie ihn erstaunt ansah, legte er einen Finger auf den Mund. Natürlich so, daß Amanda, die hinter ihnen ging, nichts davon bemerkte.

Am Empfang stand ein großer junger Mann in einem grauen Anzug mit weißem Hemd, einer schreiend bunten Krawatte

und scheußlichen schwarz-weiß gelackten Schuhen. Am kleinen Finger der rechten Hand trug er einen nicht minder häßlichen, dafür aber um so größeren Siegelring. Trotz seiner Maskerade erkannte Justus ihn sofort. Lys und Bob brauchten etwas länger, bis sie begriffen, daß sie Peter vor sich hatten. Bob konnte sich nicht erinnern, ihn je in einem solchen Aufzug gesehen zu haben.

Linda, die Empfangsdame, sah etwas eingeschüchtert zu Peter hinauf. »Wie lange ich bleibe, steht noch nicht fest«, dröhnte der durch das kleine Hotelfoyer. »Hängt ganz davon ab, wie die Geschäfte gehen.«

»Soll ich läuten, für Ihr Gepäck?« Linda wies auf die beiden riesigen Koffer und die Reisetasche, die um den Ankömmling herumstanden. Es sah aus, als sei der Gast auf einer Weltreise oder als wollte er sich mindestens für die nächsten zwei Monate im ›Old Star‹ häuslich niederlassen.

Peter nahm den Zimmerschlüssel, den Linda ihm hinhielt. »Aber meine Liebe«, rief er, »selbst ist der Mann!« Dann begann er, sich sein Gepäck aufzuladen. Bob schüttelte mißbilligend den Kopf. Das paßte doch nicht zu dem erfolgreichen Jungunternehmer, den Peter hier offenbar spielen wollte. Selbstverständlich hätte er einen Hausdiener kommen lassen und ihm für seine Trägerdienste großspurig zwei Dollar in die Hand drücken müssen. Aber dann fiel Bob ein, daß Peter gar nicht das Geld hatte, um damit um sich zu werfen.

Amanda zwängte sich an Justus und Bob vorbei. »Amanda Black«, grüßte sie, als sie an der Rezeption angekommen war.

»Mr. Peter Shaw, nehme ich an. Sie hatten gestern telefonisch reserviert, nicht wahr?«

Peter deutete eine Verbeugung an. Justus glaubte zu sehen, daß er ein bißchen errötete. »So ist es«, sagte Peter etwas zu laut. Mit einem kurzen Blick streifte er Justus, Bob und Lys, tat aber so, als wären sie Luft für ihn.

»Ich hoffe, Sie werden mit Ihrer Unterbringung zufrieden

sein. 112 ist eines der schönsten Zimmer im ganzen Haus. Sehr ruhig, und mit wundervollem Blick in unseren Park.«

Amanda machte wieder eine ihrer großen Gesten, als lägen ihr da draußen ganze Ländereien zu Füßen. Ihr Blick fiel auf das Gepäck und dann auf Justus, der inzwischen herangekommen war. »Justus«, sagte sie hoheitsvoll, »Sie werden Mr. Shaw seine Koffer aufs Zimmer bringen, nicht wahr?«

Für einen Augenblick stand Justus da wie vom Donner gerührt. So hatte er sich seinen Arbeitsanfang nicht vorgestellt. Diesem neureichen Gockel das Gepäck zu schleppen! Aber dann hatte er sich sogleich wieder in der Gewalt. Außerdem würde er es seinem Zweiten Detektiv bei der nächsten passenden Gelegenheit doppelt und dreifach heimzahlen. »Selbstverständlich«, murmelte er, »nichts lieber als das.«

Er bückte sich nach der Reisetasche, in der Hoffnung, Peter würde die Koffer selbst nach oben tragen. Aber der dachte gar nicht daran, sondern nahm seine Aktentasche und stolzierte zum Lift. Wohl oder übel griff Justus auch noch nach dem anderen Koffer. Er sah zu Bob hinüber. Dieser faule Gärtner hätte sich ja seiner erbarmen und wenigstens die Reisetasche schleppen können.

Bob verstand. »Dafür bin ich nicht zuständig«, murmelte er und grinste. »Mach schon, unser Gast wartet.«

Justus verfluchte die ganze Idee, die ihn in diese Lage gebracht hatte. Und ausgerechnet Lys bekam das alles mit! Er vermied es, sie anzusehen. Wütend schleppte er die beiden Koffer zum Aufzug. Sie waren ziemlich schwer, Peter mußte alles mögliche hineingestopft haben. Justus marschierte zurück und holte die Reisetasche. Als er dann wieder zusammen mit Peter vor dem Aufzug stand, wäre er ihm am liebsten auf die Zehen gestiegen. Beide würdigten sich keines Blickes. Der Fahrstuhl kam, Peter öffnete die Tür, ging hinein und drehte sich herausfordernd zu Justus um. Er merkte, daß er aus dem Blickfeld der anderen heraus war, und schnitt eine Grimasse.

Justus blieb nichts anderes übrig, als die Gepäckstücke in den Fahrstuhl zu tragen. Peter drückte auf den Knopf, und die Fahrstuhltür schloß sich. Justus' Augen funkelten vor Zorn.

»Gehört alles zur Rolle«, sagte Peter schnell und besänftigend. Er merkte, daß er sein Spiel zu weit getrieben hatte.

»Hältst du mich für blöd?« fauchte Justus. »Es ist das, was du aus der Rolle machst.« Kaum war der Lift oben angekommen, drückte er schon mit dem Rücken die Tür auf und war verschwunden, ehe Peter sich's versah. Der clevere Jungunternehmer mußte sein Gepäck selbst auf Zimmer 112 tragen.

Amanda, fand Peter, hatte nicht zuviel versprochen. Das Zimmer war wirklich schön, es war großzügig und bot einen idyllischen Ausblick ins Grüne. Peter öffnete das Fenster und atmete tief die warme Sommerluft ein. Wenn er auf den Sims klettern und sich kräftig abstoßen würde, konnte er mit einem Kopfsprung direkt von seinem Zimmer aus im Swimmingpool landen. Allerdings taxierte er die Fallhöhe auf gut vier Meter und entschied, ein solches Experiment doch lieber nicht zu wagen.

Er schloß das Fenster und wollte eben mit dem Auspacken der Koffer beginnen, als sein Blick an etwas Dunklem im hellen Untergrund des Pools hängenblieb. Peter kniff die Augen zusammen. Die im sanften Wind sich kräuselnden Wellen verzerrten das, was da auf dem Boden des Beckens lag. Aber dann konnte er es doch erkennen. Es war offensichtlich, daß die stolze Wanduhr da unten eigentlich nichts zu suchen hatte.

Eine Wanduhr am falschen Platz

Am gemeinsamen Abendessen mit den Gästen nahm Amanda nicht teil. »Entgegen meiner Gewohnheit«, wie sie Justus sagte. Ihr sei unwohl, ergänzte sie. Dann kniff sie Justus ein Auge zu. Es sah verschwörerisch und zugleich ziemlich komisch aus, und Justus mußte ein Grinsen unterdrücken. Ehe er sich's versah, hatte er ein zusammengefaltetes Blatt Papier in der Hand. Er zog sich in einen Winkel zurück und faltete es auseinander. Amanda Black hatte eine Skizze vom Speisesaal angefertigt, mit numerierten Tischen und den Namen der Gäste, die an ihnen saßen. Auf den Kopf des Blattes hatte sie geschrieben: »Anstelle des Gästebuches«.

Natürlich war beim Essen die Uhr im Pool Gesprächsstoff.

»Ein äußerst merkwürdiger Vorgang«, posaunte der Mann an Tisch Zwei und hieb die flache Hand auf den Tisch. Er war höchstens vierzig, hatte schon einen Glatzkopf und trug eine ziemlich altmodische Hornbrille. »Äußerst merkwürdig.«

Nach dieser tiefsinnigen Feststellung widmete sich Mr. Simpson, so hieß er Amandas Sitzplan zufolge, wieder seinem Steak und nahm an der weiteren Unterhaltung nicht mehr teil. Das Ehepaar Hartford schien die Sache lebhaft zu interessieren. Halblaut stellten die beiden alle möglichen Überlegungen darüber an, wie und warum die Uhr an einen derart unpassenden Ort gelangt sein konnte.

»Vielleicht hat sie jemand im Zorn aus dem Fenster geworfen«, bemerkte Mrs. Hartford. Aber dafür erntete sie nur ein abwehrendes Kopfschütteln ihres Gatten.

»Würdest du, wenn du dich ärgerst, deinen Zorn ausgerechnet an einer Wanduhr auslassen?« wollte er wissen. »Wenn schon, dann nimmt man etwas Leichtes. Irgend etwas, was schnell greifbar ist und was man durch die Luft fliegen lassen kann.«

Justus hörte aufmerksam, aber unauffällig zu. Mr. Hartford schien ein kluger Mann zu sein, der sich gut in andere Men-

schen hineinversetzen konnte.

Daß Amanda nicht da war, kam Justus gerade recht. Seinen Einstand als Bedienung gab er lieber nicht unter den prüfenden Blicken seiner etwas anstrengenden Chefin. Mit Michael, dem Kellner, verstand er sich auf Anhieb bestens. Michael stammte von der Ostküste, er hatte eine Unmenge Sommersprossen im Gesicht, war offenbar nicht sehr viel älter als Justus und beherrschte sein Handwerk vollkommen. Um so netter, fand Justus, daß Michael ihm an seinem ersten Abend geduldig half, wo er nur konnte.

Bob tauchte auf. »Ich habe heute nachmittag zwei Stunden im Garten gearbeitet«, raunte er im Vorübergehen dem Ersten Detektiv ins Ohr. »Jetzt bin ich kaputt. Das da draußen ist ein richtiger kleiner Urwald.« Dann nickte er ihm aufmunternd zu und verschwand, nicht ohne ihm noch viel Erfolg und Freude bei der Arbeit gewünscht zu haben.

Justus hingegen mußte für die Getränke sorgen. Ein öffentliches Restaurant gab es in ›Amandas Old Star‹ nicht. Nur die Hotelgäste wurden morgens und abends mit den verschiedensten Köstlichkeiten versorgt. Eine Köchin namens Georgette führte, wie Amanda ihm mit einem diskreten Lächeln anvertraut hatte, hinter den Kulissen ein straffes Regiment. Georgette war schwarz, besaß ein undefinierbares Alter und einen heiteren Gesichtsausdruck, der Justus lebhaft an Tante Mathilda erinnerte.

Während er an den einzelnen Tischen frisches Wasser und Eis servierte, beobachtete er die Gäste. Die Hartfords, das ältere Ehepaar am Tisch Fünf gleich neben der Tür zur Küche, waren langjährige Stammgäste. Jedenfalls hatte Amanda das in Klammern hinter ihren Namen gesetzt. Mit Simpson an Tisch Zwei saß ein Mann, der gern an seiner Fliege zupfte, obwohl sie tadellos gerade saß. Mit seiner weißen Mähne sah er ein bißchen aus wie Einstein. Sein Alter schätzte Justus auf etwa siebzig, und laut Plan hieß er Matt Garfield. Zwei der vier

großen runden Tische in der Mitte bevölkerten Familien mit ihren Kindern. Mr. und Mrs. Green und ihre drei Kinder stammten aus Sacramento. Die Namen der beiden anderen Familien hatte Amanda so gekritzelt, daß Justus sie nicht richtig entziffern konnte.

Mr. Simpson verlangte ein Bier. Justus holte eine Flasche aus dem Kühlschrank in der Küche, öffnete sie im Gehen und wollte Simpson einschenken. »Das mache ich selbst, junger Mann«, sagte Simpson und nahm ihm die Flasche aus der Hand. Nebenan spielte Tim Green, der Jüngste am Tisch, mit Eiswürfeln und rief dabei immerzu: »Eine Uhr liegt im Wäscher, eine Uhr liegt im Wäscher.«

»Hätten Sie die Güte«, ertönte eine Stimme, »mir noch etwas Weißbrot zu bringen?« Der Erste Detektiv drehte sich um und versuchte ein beflissenes Lächeln, hatte aber selbst das Gefühl, daß es ihm nicht gelang. »Sofort, gnädige Frau«, brachte er immerhin heraus. Mrs. Silverstone, eine stark geschminkte Blondine, die Justus auf Mitte vierzig schätzte und deren Kleidung einen ziemlich nachlässigen Eindruck machte, sah ihn ausdruckslos an. Unwillkürlich zuckte Justus die Schultern, stieg über einen der zwei Zwergpinscher, die um die Tischbeine herumrannten, ging zum Büfett an der Längsseite und brachte das Gewünschte.

»Mir auch, wenn es Ihnen nicht zuviel Mühe macht«, tönte es aus der Nische neben dem Fenster. »Außerdem ist das Eis fast geschmolzen.«

Justus fuhr herum. Peter konnte es einfach nicht lassen. Der Zweite Detektiv blinzelte seinem Freund zu. »Hab' doch was gut nach dem Tip mit der Uhr, oder?« flüsterte er, als Justus Brot und Eis brachte. »Dann darf ich Ihnen sicher auch diesen Teller mitgeben. Und was gibt es zum Nachtsch?«

Justus verzog keine Miene, aber innerlich kochte er. »Rache ist süß«, zischte er.

»Rache wofür?« gab Peter mit ebenso unbewegtem Ge-

sichtsausdruck leise zurück. »Soll ich nun den Gast mimen oder nicht?«

»Den Gast schon«, murmelte Justus. »Aber keinen neureichen Flegel.«

Der Dieb schlägt wieder zu

In der Nacht schlugen die Übeltäter, die im Hotel ihr Unwesen trieben, erneut zu. Justus, der gerade einen reichlich sonderbaren Traum von einer Kirchturmspitze hatte, die im Pazifik trieb und als schwarzer Hai auf die Küste von Rocky Beach schwamm, wurde durch lautes Klopfen aus dem Schlaf gerissen. Er rieb die Augen und warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Es war kurz nach sieben, die Zeit, zu der er sich in den Ferien normalerweise zum viertletzten Mal auf die andere Seite drehte. Justus warf einen Blick nach unten. In der unteren Etage des Stockbetts lag Bob und rührte sich nicht.

»Hallo!« rief eine Frauenstimme von draußen. Dann hämmerten wieder Fäuste gegen die Tür. Justus sprang aus dem Bett und drehte den Schlüssel herum.

Vor ihm stand Amanda, im Morgenrock, mit dem unvermeidlichen Schal um den Hals und mit aufgelösten Haaren, die ihr fast bis zur Hüfte fielen. Also macht sie sich doch jeden Morgen diese Riesenarbeit, dachte Justus.

»Kommen Sie mit!« rief Amanda, machte auf dem Absatz kehrt und eilte voraus. »Diese Verbrecher!« Mehr sagte sie nicht, bis sie in ihrem eigenen Schlafzimmer ankamen. Es lag hinter einem mit Möbeln vollgestopften Wohnraum, dessen Wände übersät waren mit Fotos aus Amandas Glanzzeiten in Hollywood.

Justus hätte die Bilder gern näher studiert, um zu sehen, mit welchen Hollywood-Berühmtheiten sie fotografiert worden war. Aber Amanda stürmte zum Tatort und zog ihn am Ärmel hinter sich her. Anklagend wies sie auf die Kommode. »Ein Kamm, ein Handspiegel«, sagte sie atemlos. »Wertvolle Erbstücke! Es ist unerhört! Gestern nachmittag waren sie noch da! Ich kann es beschwören!« Amanda war blaß und schien sogar ein wenig zu zittern.

»Wer hat einen Schlüssel zu Ihrem Zimmer?« fragte Justus.

Er hoffte, sie würde sich beruhigen, wenn er sachlich blieb.

Aber soweit war Amanda noch nicht. »Da will mich jemand umbringen«, flüsterte sie und griff nach Justus' Hand. »Oder er will mir den Verstand rauben. Nicht wahr, da hat es jemand auf mich abgesehen? Jemand, der weiß, wie sehr ich an all den alten Dingen hänge. Sie verschwinden, eins nach dem anderen.« Sie preßte ihre Hand auf den Mund. »Und dieser Unhold lacht sich ins Fäustchen, wenn er sie irgendwo wieder auftauchen läßt.«

»Wer hat einen Schlüssel zu Ihrer Wohnung?« wiederholte Justus. Obwohl er ihre Aufregung verstand, war ihm ihr Auftritt ein wenig peinlich. Diese ganze Geschichte gefiel ihm nicht. Außerdem mußte er an Peter und Bob denken, die gemütlich in ihren Betten schlummerten, während er sich in aller Herrgottsfrühe mit diesen sonderbaren Zeitgenossen herumschlagen mußte, die aus irgendeinem unerfindlichen Grunde die Chefin dieses Hotels piesackten.

»Wer soll einen Schlüssel zu meiner Wohnung haben?« rief Amanda pathetisch. »Ich natürlich.«

»Niemand sonst?«

»Natürlich nicht.« Amanda warf ihm einen ungnädigen Blick zu. Offenbar hatte sie ihre Fassung wiedergewonnen. Es schien, als hielte sie schon den Gedanken, sie könne einem anderen einen zweiten Schlüssel überlassen haben, für abwegig. Oder für unanständig. Justus erinnerte sich an das, was Lys ihm erzählt hatte. Es hatte drei Männer in Amandas Leben gegeben. Der dritte und letzte war vor 14 Jahren gestorben, bald nach der Eröffnung des ›Old Star‹. Seitdem lebte sie allein.

»Kommt es vor, daß Sie Ihre Wohnung nicht abschließen?«

»Natürlich«, erwiderte Amanda, »soll ich mich denn in meinem eigenen Haus verschanzen wie in einer Festung?«

»Wie tief ist Ihr Schlaf?« fragte Justus.

»Sehr tief. Wenn ich erst einmal eingeschlafen bin, könnte

neben mir ein Platzkonzert stattfinden, ohne daß ich aufwache.« Amanda sprach schnell und aufgeregt. Außerdem glaubte Justus bei ihr ein Stirnrunzeln wahrzunehmen. Offenbar mochte sie nicht behandelt werden wie bei einem Polizeiverhör.

Justus brauchte nicht lange nachzudenken, sein Entschluß stand fest. »Es gibt zwei Möglichkeiten«, sagte er. »Die eine besteht darin, daß Bob und ich uns abwechselnd hier in Ihrer Wohnung auf die Lauer legen. Den ganzen Tag, aber auch die ganze Nacht, weil Sie ja so tief schlafen und den Dieb nicht hören, wenn er kommt. Das kann natürlich Tage dauern. Aber vielleicht kommt er gar nicht mehr in Ihre Wohnung. Das Gemälde hat er ja auch im Hotel – äh, geraubt.« Justus fand dieses Wort komisch, weil es so dramatisch klang.

»Und die andere Möglichkeit?« Der Ton, in dem sie das sagte, zeigte, daß Amanda wenig Gefallen an dem Gedanken fand, es könnte rund um die Uhr ein Fremder in ihrer Wohnung hocken.

»Ihre Hotelgäste und das übrige Personal wissen – abgesehen von der Wanduhr – nichts von den bisherigen Vorfällen, nicht wahr?« Justus sagte das wie eine Feststellung und bemerkte Amandas etwas erstaunten Blick. »Ich habe gestern abend verschiedenen Gesprächen zugehört und daraus diesen Schluß gezogen.«

»Ganz recht«, erwiderte Amanda. »Natürlich hielt ich es für besser, das für mich zu behalten.« In ihrem Gesicht lag Bestürzung. »Solche Dinge sind ja nicht gerade eine Empfehlung für mein Haus.«

»Ich nehme an«, fuhr Justus fort, »es gibt eine Ausnahme: Henry.«

»Selbstverständlich«, sagte Amanda würdevoll. »Mr. Jones ist eine Person meines Vertrauens.«

Wegen dieses gestelzten Ausdrucks hätte Justus um ein Haar lachen müssen. Aber er beherrschte sich. »Wen von Ihren Gästen kennen Sie am besten?«

»Ich weiß nicht, was Sie damit meinen, junger Mann.«
Amanda sah ihn fragend an.

»Ich meine, mit wem unterhalten Sie sich am liebsten?«

Amanda wurde ungeduldig. »Natürlich spreche ich mit allen meinen Gästen. Schließlich führe ich ein ausgesprochen familiäres Hotel. Ab und zu halte ich ein Schwätzchen mit Mr. Garfield. Oder mit Mr. Simpson. Oder mit Mrs. Silverstone. Aber was hat das mit diesen Vorgängen hier zu tun?« Amanda setzte sich auf die Kante ihres Bettes, legte die Hände in den Schoß und sah ausgesprochen bekümmert drein.

»Wie diskret ist Mr. Simpson?« wollte Justus jetzt wissen.

Amanda zuckte die Schultern. »Keine Ahnung. Ich fürchte, nicht sehr. Ich sagte ja, ab und zu plaudere ich mit ihm. Mit anderen tut er das auch. Eigentlich sieht man ihn ständig mit irgend jemandem plaudern.«

»Ausgezeichnet«, sagte Justus. »Dann ist er genau der Richtige.« Von Amandas erstauntem Gesichtsausdruck ließ er sich nicht irritieren. »Ich möchte, daß Sie ihm noch vor dem Frühstück alles erzählen.«

»Was alles?«

»Alles über diese Ereignisse. Lassen Sie ruhig durchblicken, daß Sie nichts dagegen haben, wenn sich herumspricht, was hier vorgeht.«

»Und wozu das, junger Mann?« Amanda war alles andere als begeistert. »Es wird schlecht sein für das Ansehen des Hotels. Vielleicht wird sogar der eine oder andere abreisen, aus Angst, daß auch ihm etwas abhanden kommt. Es gibt ja keine Garantie, daß alles wieder auftaucht. Außerdem – das Gemälde ist schließlich vernichtet worden.«

Justus schüttelte den Kopf. »Sie müssen hervorheben, daß es bisher immer nur Sie getroffen hat und daß die Gäste nichts riskieren. Und so muß es Simpson auch erzählen.«

»Na schön.« Amanda nickte zögernd. Offenkundig war sie keineswegs überzeugt. Zwischen ihren Augen stand eine steile

Falte. »Und wozu soll das gut sein?«

»Ich möchte sehen, wie die einzelnen Gäste auf die Mitteilung reagieren. Wir müssen den Gegner aus der Reserve locken.«

Simpson leistete ganze Arbeit. Es fehlte nicht viel, und er wäre beim Frühstück von Tisch zu Tisch gewandert, um sein Wissen über die unheimliche Serie von Einbrüchen in Amandas Privaträumen und die übrigen Aktionen auszubreiten. Justus bediente und beobachtete ihn und die anderen Gäste, die den dramatischen Bericht mit heftigem Kopfschütteln und Rufen der Abscheu aufnahmen.

»Unglaublich«, sagten Mr. und Mrs. Green wie aus einem Munde. Tim, ihr Jüngster, unterbrach sogar sein Lieblingsspiel beim Frühstück, nämlich mit einem Löffel gegen seine Teetasse zu klopfen. »Und woher wissen Sie das alles?« Mr. Green sah gespannt zu Mr. Simpson hinauf, der gerade eine weitere Scheibe Brot geholt hatte und auf dem Weg zurück zu seinem Tisch war. Justus schmunzelte. Er hatte Simpson durchschaut. Der ging bloß deshalb immer wieder zum Büfett, damit ihn die anderen Gäste ansprechen konnten.

»Alles aus erster Hand«, erwiderte Simpson und machte dabei ein äußerst bedeutendes Gesicht. Justus machte sich am Büfett zu schaffen und lauschte, wie Simpson auf Bitten von Mrs. Green nun schon zum dritten Mal die Beute der Missetäter herunterbetete.

»Ein Teppich, ein Gemälde, eine goldene Uhr, eine Wanduhr, ein Kamm, ein Handspiegel, eine noch sehr gut erhaltene Filmkamera aus den vierziger Jahren –« Simpson hielt inne. »Sie wissen ja sicher, daß Amanda Black einmal eine große Schauspielerin war?«

Mrs. Green schien für alte Filme kein richtiges Interesse zu haben und kannte Amanda Black als Schauspielerin offenbar nicht. Aber ihre Neugier war durch die Mitteilung, daß die

Herrin des Hauses einmal eine Hollywood-Größe gewesen war, noch erheblich gestiegen. »Was Sie nicht sagen«, tönte sie laut.

»Wenn in diesem Hause gestohlen wird«, rief jetzt Mrs. Hartford dazwischen, »dann möchte ich eigentlich nicht hier bleiben. Wer weiß, wann man selber an der Reihe ist!«

»Aber, Margarete. Du hast doch gehört, daß immer nur Amanda das Opfer ist.« Mr. Hartford legte seiner Frau beruhigend die Hand auf den Arm.

»Meine Herrschaften, es besteht nicht der leiseste Grund zur Aufregung!« Wie aus dem Nichts war plötzlich Henry Jones aufgetaucht. Er stand in der Mitte des Speisesaals und breitete ungelenk beide Arme aus. »Sie haben nichts zu befürchten. Daß Mrs. Black das Opfer eines so skrupellosen Verbrechers geworden ist, ist schlimm genug. Aber Sie dürfen ihr deshalb nicht untreu werden.«

Justus hatte erstaunt zugehört. Von seinem Äußeren her konnte man Henry eine solche Ansprache und den Mut dazu eigentlich nicht zutrauen. Er sah eher aus wie ein Landarbeiter, der lieber mit seinen Händen zupackte und das Reden anderen überließ. Vielleicht, überlegte Justus, ist er so selbstbewußt, weil die Chefin höchstpersönlich ihm soviel Vertrauen schenkt.

Beifälliges Gemurmel belohnte Henry. Matt Garfield, der fast siebzigjährige Stammgast, der jeden Sommer für ein paar Wochen hierher kam, wie Justus von Amanda wußte, klatschte sogar in die Hände. Wie am Vorabend saß er mit Simpson an einem Tisch. »Sehr richtig, Henry«, rief er, »wir dürfen Mrs. Black doch nicht dadurch bestrafen, daß wir abreisen. Statt dessen sollten wir ihr helfen, so gut wir können.«

»Wie können wir das?« wollte Mrs. Hartford wissen. »Sollen wir Gäste etwa auf Verbrecherjagd gehen?«

»Es könnte jedenfalls nicht schaden, wenn wir alle die Augen ein wenig offenhalten«, sagte ihr Mann. »Denn über eins müssen wir uns doch im klaren sein.« Er zögerte.

»Über was müssen wir uns im klaren sein?« Ängstlich blickte

Mrs. Hartford ihren Mann an. Sie sah aus, als fürchtete sie ständig irgendwelche unangenehmen Enthüllungen.

»Wenn der oder die Täter nicht beim Personal sind«, fuhr Mr. Hartford bedächtig fort und belud seinen Teller mit einem kleinen Berg Cornflakes, »dann sind sie unter uns Gästen.«

Für ein paar Sekunden war es ganz still.

»Ich habe es nicht nötig, mich derartigen Verdächtigungen auszusetzen«, sagte Mrs. Green empört. »Kommt, wir gehen!« Sie stand auf, Mr. Green und zwei der Kinder folgten ihr gehorsam zum Ausgang. Nur Tim, der freche rothaarige Junge, fand es viel spannender zu bleiben, nahm seinen Löffel und hämmerte damit aus Leibeskräften gegen seine Teetasse. »Unter den Gäschten schind Gangschter«, krächte er vergnügt, »ganz fiesche Gangschter!«

In diesem Augenblick betraten Mrs. Silverstone und hinter ihr Peter den Raum. Peter hatte sich wieder ausstaffiert wie der verwöhnte Sohn eines Multimillionärs. Die Krawatte war noch schreiender als am Vortag. Festgehalten wurde sie durch eine goldene Krawattennadel. Sein Vater wird sie schmerzlich vermissen, dachte Justus.

»Wenn Sie erlauben«, sagte Peter mit einer knappen Verbeugung vor Mrs. Silverstone, »leiste ich Ihnen beim Frühstück Gesellschaft.«

Sie reagierte nicht. Justus, der schon am Vorabend bemerkt hatte, daß sie ziemlich schwerhörig zu sein schien, schaltete sich ein. »Mr. Shaw bittet um die Erlaubnis, mit Ihnen frühstücken zu dürfen«, sagte er laut und deutlich und wedelte mit seiner Serviette über den Tisch, an dem Mrs. Silverstone Platz genommen hatte.

»Wenn es Ihnen Vergnügen macht, Mr. Shorr«, sagte sie.

Peter begriff. »Entschuldigung, aber mein Name ist Shaw«, sagte er.

Das hörte Mrs. Silverstone schon nicht mehr. Sie war bereits eingehend mit dem Konfitürebehälter beschäftigt, der nicht

gleich aufgehen wollte.

Diesen Moment nutzte Mr. Simpson. »Wissen Sie schon, was passiert ist?« fragte er in vertraulichem Ton und beugte sich über Mrs. Silverstone. Aber die schien bloß den Schatten über sich wahrzunehmen und sah erstaunt auf.

»Haben Sie einen Wunsch?« fragte sie. Justus und Peter hatten Mühe, sich das Lachen zu verbeißen.

»Ich fragte«, wiederholte Simpson, »ob Sie schon wissen, was passiert ist.«

Mrs. Silverstone legte eine Hand an ihr rechtes Ohr. »Pariert? Wer hat pariert?«

Simpson sah wütend auf sie herunter. Jetzt überlegt er, dachte Justus, ob diese schrullige Dame ihn auf den Arm nimmt oder womöglich taub ist.

Bevor die Situation noch peinlicher werden konnte, mischte sich Peter ein. »Was ist denn passiert?« fragte er Simpson, biß herzhaft in sein Schinkenbrötchen und sagte mit vollem Mund zu Justus, er möge ihm doch eine Flasche Mineralwasser besorgen. Justus sah ihn mit funkelnden Augen an. Am liebsten wäre er ihm an den Kragen gegangen.

»Passiert ist«, berichtete Simpson eifrig, »daß die Besitzerin dieses Hotels heute nacht von Einbrechern heimgesucht wurde.«

Mrs. Silverstone war inzwischen mit der Konfitüre fertig geworden und bestrich sorgfältig eine Brotscheibe. Alles andere schien sie nicht im geringsten zu interessieren.

»Und dies nun schon zum dritten Mal innerhalb von zwei Wochen«, fuhr Simpson fort.

Peter tat, als fiele er aus allen Wolken. »Aber das ist ja unerhört!« rief er theatralisch. Justus konnte es nicht mehr mitansehen und floh in die Küche, zu Georgette. »Da draußen ist ein Gast«, sagte er zu ihr, »einfach unausstehlich.«

Georgette rührte gerade den Teig für einen Kuchen an. Sie fing seinen sehnsüchtigen Blick auf und erlaubte ihm, mit dem

Finger am Rand der Schüssel entlangzufahren. Er schleckte den süßen Teig und verdrehte genießerisch die Augen.

»Erstes Gebot: Ein Gast ist niemals unausstehlich.« Sie zwinkerte ihm zu.

»Ausnahmen bestätigen die Regel«, seufzte Justus, nahm eine Kanne mit frischem Kaffee und ging zurück in den Speisesaal, wo Simpson diesmal für Peter die verschwundenen Objekte aufzählte.

»Ein tolles Ding!« rief Peter. Und Justus überlegte, ob er nicht zu Amanda gehen und kündigen sollte.

»Hat denn eigentlich noch niemand die Polizei eingeschaltet?« Mr. Garfield war aufgestanden. Fragend sah er Justus an.

Der schüttelte den Kopf. »Mrs. Black wünscht keine Polizei im Haus. Das müssen wir respektieren.«

In diesem Augenblick kehrte Mrs. Green zurück. Irgendwann hatte sie bemerkt, daß ihr Jüngster einfach sitzen geblieben war. Auch Justus hatte nicht mehr auf ihn geachtet, denn Tim hatte sein Lieblingsspiel mit der Tasse und dem Löffel unterbrochen und andächtig der Unterhaltung der Erwachsenen gelauscht.

»Komm mit«, sagte Mrs. Green und zog ihn am Arm. »Wir gehen jetzt spazieren.«

Genau dazu hatte Tim überhaupt keine Lust. In seiner Not griff er nach der Tasse, als könnte die ihm Halt bieten. Aber er bekam sie nicht richtig zu fassen, so daß sie mit Schwung vom Tisch fiel und auf dem Parkettfußboden säuberlich in zwei Teile zersprang.

»Auch das noch!« schrie Mrs. Green und gab ihrem Jungen einen Klaps, »du ungeschickter Kerl!« Sie wurde rot im Gesicht und sah sich hilfesuchend um.

Schon war Justus zur Stelle. Er nahm die Scherben auf und fuhr Tim über den Kopf. »Ist ja nichts passiert«, sagte er beruhigend zu Mrs. Green. Aber das stimmte nur halb.

Sturz in die Tiefe

Bob schnaufte gehörig. In dieser ersten Nacht hatte er nicht sehr gut geschlafen. Über ihm, auf der oberen Etage des Stockbetts in ihrem winzigen Zimmer, hatte Justus sich viel zu oft hin- und hergewälzt. Erst gegen Morgen war Bob in einen um so tieferen Schlaf gefallen. So hatte er von Amandas Auftritt nichts mitbekommen. Auf Frühstück spürte er keinen Appetit, also hatte er beschlossen, lieber dreimal ums Gelände zu joggen, um richtig wach zu werden.

Der Park rund um das ›Old Star‹ war viel größer, als es zunächst den Anschein hatte. Ein Spalier von Platanen wirkte vom Haus aus gesehen wie der Abschluß des Parks, verbarg aber, daß er dahinter noch ein gutes Stück weiter ging, bis zu den fast mannshohen Hecken, die rund um das ganze Anwesen liefen. Gepflegt war das Grundstück allerdings nur bis zu den Platanen. Jenseits wucherte das Unkraut auf der Wiese und waren die Wege wohl seit Monaten nicht mehr gesäubert worden. Um das in Ordnung zu bringen, braucht man nicht Tage, sondern Wochen, überlegte Bob, während er gemächlich den schmalen Weg entlang trabte. Andererseits, warum mußte man hier unbedingt für Sauberkeit sorgen? Hier lebte die Natur ihr eigenes Leben. Sie wurde nicht gestört und störte niemanden. Und Amanda schien derselben Meinung zu sein.

Ganz am Ende des Parks, unmittelbar im Schatten der Hecke, weckte ein Schuppen Bobs Interesse. Er sah sehr alt aus. Das windschiefe Dach paßte gut zu den vielen Stellen, an denen der Verputz abgebröckelt war. Bob lief quer über die Wiese auf den Schuppen zu. Die vordere Tür war verschlossen. Ob es hinten noch eine gab? Bob ging um den Schuppen herum. Unwillkürlich bückte er sich, so daß er von innen durch die niedrigen Fenster nicht gesehen werden konnte. Als er das bemerkte, grinste er. Von außen sah der Schuppen jedenfalls so aus, als wäre seit Jahrzehnten keine Menschenseele mehr drin

gewesen.

Tatsächlich war auf der Rückseite eine Art Verschlag, eine klapprige Holztür, die nur deswegen noch aufrecht stand, weil sie von zwei rostigen Riegeln oben und unten festgehalten wurde. Bob drückte sie beiseite, und schon schwang die Tür mit leisem Quietschen nach innen, als wollte sie ihn einladen, ihr zu folgen.

Obwohl die Sommersonne schien, herrschte in dem Schuppen nur dämmriges Licht. Die beiden kleinen Fenster waren so verschmutzt, daß kaum noch Strahlen hindurchdrangen. Bob brauchte ein paar Sekunden, bis sich seine Augen an das fahle Licht gewöhnten. Er stand unmittelbar vor einer Treppe, die in den ersten Stock hinauf führte. Er setzte den Fuß auf die unterste Stufe. Sie knarrte so laut, daß er erschrocken zurückfuhr. Als nächstes nahm er die riesigen Spinnweben wahr, die über ihm von der Decke des Dachstuhls herunterhingen. Es roch moderig. Bob zog die Schultern hoch. Sein Blick fiel auf die hinterste Ecke des Schuppens, wo sich ein paar ausrangierte Möbel stapelten und ebenfalls von einer dichten Decke aus Staub, Kalk und Spinnweben überzogen waren.

Er zögerte. »Wenn ich schon hier bin, will ich auch wissen, wie es oben ausschaut«, murmelte er. Vorsichtig stieg er die untersten Stufen der Treppe hinauf. Jede knarrte wie verrückt. Das muß bis drüben im Hotel zu hören sein, dachte er. Seine linke Hand umklammerte das Geländer, aber auch das befand sich in keinem vertrauenerweckenden Zustand. Es wackelte bedenklich hin und her, als Bob weiterging.

Enttäuscht starrte er auf ein riesiges Möbellager. Amanda oder die früheren Besitzer hatten den Schuppen benutzt, um sämtliche Schränke, Tische, Sofas, Stühle und Sessel loszuwerden, die sie nicht mehr gebrauchen konnten. In wildem Durcheinander, zum Teil ein Stück auf dem anderen, standen die Möbel hier herum und warteten darauf, irgendwann einmal in sich zusammenzufallen, zernagt vom Holzwurm und vom

Zahn der Zeit.

Daß Bob auf dem Absatz kehrtmachte, um wieder herunterzusteigen, war zuviel für die Treppe. Ein lautes Ächzen war zu hören, dann folgte ein prasselndes Geräusch, ähnlich dem von Holzscheiten im brennenden Ofen. Es ging blitzschnell. Unter seinen Füßen gab die Stufe nach. Bob schrie auf und faßte nach dem Geländer. Aber statt ihn zu halten, kam es ihm entgegen und sauste dann mit ihm in die Tiefe. Beinahe aufrecht stehend, mit dem anderen Arm ins Leere greifend, fiel Bob nach unten. Hinter ihm schlug der untere Teil der Treppe krachend auf den Boden.

Die Wucht des Sturzes ließ Bob tief in die Knie gehen. Für einen kurzen Moment fühlte er einen stechenden Schmerz.

Mühsam richtete er sich wieder auf. Noch stärker als zuvor stieg ihm Modergeruch in die Nase, den das splitternde Holz freigesetzt hatte.

Unwillkürlich rieb er seine Oberschenkel. Er trat vorsichtig mit beiden Füßen auf, inmitten der Trümmer, die von der Treppe übriggeblieben waren. Abgesehen davon, daß ihm die Knie vor Schreck ein wenig zitterten, war er selbst unverletzt. Mechanisch klopfte er auf seine Hose und aufsein T-Shirt, als wollte er Staub, Dreck und Modergeruch beseitigen.

»Was tust du hier?« Aus der Richtung des Verschlags kam eine Stimme, die Bob bekannt vorkam, obwohl er sie am Vortag im Foyer von ›Amandas Old Star‹ erst einmal gehört hatte. Er fuhr zusammen.

In der Tür stand gebückt Henry Jones, Amandas guter Geist. »Dein Auftrag war, den Garten zu pflegen, wenn ich richtig informiert bin. Nicht hier herumzuschnüffeln, klar?«

»Klar«, sagte Bob, »ich dachte nur —«

»Das Denken überläßt du besser der Chefin«, fuhr Henry ihn an. »Und zu der gehen wir jetzt, klar?«

Sein Gesicht war noch röter als gestern, und er sah ausgesprochen unfreundlich drein. Er wandte sich um, warf noch

einen Blick über die Schulter, um zu sehen, ob Bob ihm folgte, und stapfte wortlos über die Wiese zum Hotel zurück.

In ihrem Wohnzimmer stand Amanda Black wohlfrisiert vor Henry Jones und Bob.

»Was gibt's, Henry?« Sie warf ihren Schal um die Schulter und strich mit der Hand über ihre rechte Schläfe. »Ich habe Migräne.«

»Tut mir leid«, sagte Henry. »Dann kommen wir später wieder.«

»Jetzt seid ihr schon da, also will ich auch wissen, was los ist.«

»Ich muß mich über Bob beschweren«, sagte Henry. Sein Kopf nickte zur Seite, wo in gebührendem Abstand Bob darauf wartete, was passieren würde. »Er kümmert sich um Angelegenheiten, die ihn nichts angehen. Ich halte mich für verpflichtet, Ihnen das zu melden.«

»Tut er das? Das ist nicht recht von ihm«, sagte Amanda. Bob fand, daß das entschieden zu spöttisch klang. Um bei Henry keinen Verdacht aufkommen zu lassen, hätte sie doch die Zornige mimen müssen. Schließlich war Amanda Black einmal Schauspielerin gewesen, und offenbar eine gute. Immerhin zeigte das Foto an der Wand gleich neben ihm eine sehr gutaussehende junge Frau, die der heutigen Amanda ziemlich ähnlich sah. Und der Herr an ihrer Seite, der sie galant an der Hand hielt, war unverkennbar kein Geringerer als Frank Sinatra.

»Er ist in den Schuppen eingedrungen, ohne daß ihm dazu jemand einen Auftrag erteilt hätte«, knurrte Henry. »Und nun ist die Treppe endgültig hinüber.«

Amanda zog die Augenbrauen hoch. »Ist sie etwa unter Ihnen zusammengestürzt, junger Mann?«

Bob nickte. Auf dem Weg zu Amanda hatte er sich eine Verteidigungsstrategie zurechtgelegt. Mehr für Henry als für Amanda, von der er ohnehin nichts befürchtete. Schließlich

konnten Justus und er nicht ihrer Detektivarbeit nachgehen, ohne das Gelände zu kennen, auf dem sie operierten. Die Erforschung des Schuppens gehörte zweifellos dazu.

»Es wäre besser gewesen, man hätte mich vor der morschen Treppe gewarnt«, sagte er und sah Amanda kerzengerade in die Augen.

Henry schien das die Sprache zu verschlagen. »Aber du hast doch im Schuppen gar nichts zu suchen«, fuhr er Bob an.

»Schon gut, Henry.« Amandas Stimme war ein wenig schärfer geworden. »Nachdem es die Treppe nun nicht mehr gibt, wird Mr. Andrews dieses Gebäude künftig ohnehin meiden. Nicht wahr?«

»Ganz recht«, versprach Bob.

»Ich hoffe, Sie haben sich bei dem Sturz nicht verletzt«, fragte Amanda teilnahmsvoll. Bob fand wieder, daß sie zu freundlich war ihm gegenüber. Andererseits freute er sich darüber. Sie war ja die Auftraggeberin der drei ???, nicht dieser etwas wichtigtuerische Henry, der so tat, als müsse er Amanda unentwegt beschützen. Dabei mochte Amanda zwar ein ziemlich merkwürdiger und theatralischer Mensch sein. Aber Bob hatte das deutliche Gefühl, daß sie sehr gut selbst auf sich aufpassen konnte.

Bob schüttelte den Kopf. Dann nickte er Amanda zu, drehte sich um und ließ sie mit Henry allein. Draußen vor der Tür mußte er seine Bedenken überwinden. Er ging ein paar Schritte den kahlen Flur entlang und schlich dann auf Zehenspitzen zur Tür zurück. Sachte legte er sein Ohr an das Holz. Die Stimmen der beiden waren deutlich zu hören. Aber sie sprachen nicht in normaler Lautstärke, so als ahnten sie, daß sie belauscht wurden. Bob konnte sich noch so anstrengen, er verstand nicht, was Amanda und ihr guter Geist da miteinander zu tuscheln hatten. Nur einmal glaubte er, ein Wort von Amanda aufgeschnappt zu haben. Es hieß »Detektive«.

Justus bestellte die größte Pizza, die es bei »Da Mario« gab. Er

hatte riesigen Appetit. Außerdem machte Warten ihn immer hungrig. Ungeduldig sah er auf die Uhr: zehn nach acht. Es war sein freier Abend, um den er Amanda gebeten hatte, und Lys war noch immer nicht aufgetaucht. Und dann legten sich plötzlich von hinten ihre Hände über seine Augen. Das machte sie oft und gern. Justus spürte, wie die Freude in ihm hochschob.

»Ich falle um vor Hunger!« rief Lys und nahm auf der anderen Seite des kleinen Tisches Platz. Dann bestellte sie die gleiche Pizza wie Justus und kam sogleich zur Sache. Sie bemerkte seine Enttäuschung. »Erst die Arbeit, dann das Vergnügen«, sagte sie und setzte ihr berühmtes schelmisches Lächeln auf. »Ich habe Neuigkeiten. Amanda steckt bis zum Hals in Schulden. Die Arme.«

»Woher weißt du das?«

»Hab' mit Freunden gesprochen. Mit Kollegen in Hollywood.

Die Namen sagen dir nichts. Bei Leuten, die sich noch dafür interessieren, was aus den Stars von gestern geworden ist, ist es ein offenes Geheimnis. Amanda ist so gut wie pleite. Das Hotel geht nicht so besonders. Sie hatte wohl gehofft, daß viele Schauspieler, Techniker und andere Filmleute bei ihr absteigen, wenn sie in Hollywood zu tun haben. Aber daraus ist nichts geworden. Man weiß nicht, warum. Irgendwie ist es nicht ›in‹, bei Amanda zu wohnen. Dabei hat das Hotel gar keinen schlechten Ruf.« Lys zuckte die Schultern. »Sie tut mir leid. Ich habe sie wirklich gern. Und jetzt auch noch diese komischen Geschichten. Ist inzwischen wieder etwas passiert?«

Justus nickte und erzählte vom Verschwinden von Kamm und Spiegel.

»Was bezwecken die denn damit?« Lys stützte ihr Kinn in die Hand.

»Genau das ist die zweitwichtigste Frage«, sagte Justus.

»Und was sollte die Uhr im Swimmingpool? Das sah doch

aus wie eine Provokation! Als wollte sich jemand lustig machen! Habt ihr schon einen Verdacht?»

»Nicht die Spur.«

»Apropos Spur«, rief es plötzlich hinter Justus, »jetzt kann ich mich aber nun doch nicht mehr beherrschen.« Vor Justus stand Mr. Garfield. Er zupfte heftig an seiner Fliege. Dann verbeugte er sich knapp vor Lys. »Mein Name ist Matt Garfield, und ich muß eine Beichte ablegen.« Er streifte Justus mit einem flüchtigen Blick. Lys schien ihn deutlich mehr zu interessieren als Amandas Aushilfskellner. »Ich sitze seit ein paar Minuten gewissermaßen Rücken an Rücken mit Ihnen und höre immerfort Gesprächsfetzen, in denen Amanda, das ›Old Star‹ und diese schrecklichen Dinge vorkommen. Das ist alles kolossal interessant, müssen Sie wissen.« Er zog einen Stuhl heran und nahm Platz, bevor Lys oder Justus reagieren konnten. »Wenn Sie nichts dagegen haben, plaudern wir ein wenig darüber.« Vertraulich schob er sein Gesicht an Lys heran. »Sie müssen wissen, ich bin Kriminalschriftsteller. Im Sommer wohne ich immer für ein paar Wochen im ›Old Star‹. Seit ein paar Jahren ziehe ich mich besonders gern in dieses schöne Haus zurück, um einen großen Kriminalroman fertigzustellen.«

Ein Kellner kam mit einer Pizza, sah sich suchend um und entdeckte Garfield am Tisch von Lys und Justus. »Ah, Sie haben den Tisch gewechselt«, meinte er gleichgültig und stellte den Teller vor ihm ab. »Nicht anfassen, sehr heiß.«

»Wenn Sie erlauben, meine jungen Freunde«, sagte Garfield, ohne aufzusehen. Er griff sich Messer und Gabel, aß mit großem Appetit und entwickelte kauend seine Theorie.

»Sie müssen wissen«, begann er und schnitt den Rand seiner Pizza ab, »ich finde alles faszinierend, was mit Psychologie zu tun hat.«

Justus warf Lys einen verzweifelten Blick zu. Er hatte sich auf den Abend mit ihr gefreut. Und nun dieser Aufschneider, der einem so auf die Nerven ging mit seinem ständigen »Sie

müssen wissen«.

»Das Seelische ist sozusagen mein Steckenpferd. Oder besser gesagt: meine Leidenschaft.« Vergnügt sah Garfield die beiden über seine Brillengläser hinweg an. Er hatte die typische Miene eines Menschen aufgesetzt, der denkt, die anderen müssen sich glücklich schätzen, ihn getroffen zu haben.

Justus fühlte, daß sich in seinem Magen etwas zu drehen begann. Im Hotel der gräßliche Peter, der seine Rolle so schamlos ausnutzte, und hier dieser Garfield, der im ›Old Star‹ eigentlich bisher einen ganz vernünftigen Eindruck gemacht hatte. So kann man sich täuschen, dachte Justus und schob den Teller mit der halb aufgegessenen Pizza zur Seite. Der Appetit war ihm vergangen. Er fing einen mitleidigen Blick von Lys auf. Bestimmt dachte sie dasselbe wie er.

»Ich schätze Amanda Black sehr«, dozierte Garfield weiter.

»Aber ich glaube, sie ist jetzt in einem kritischen Alter. Der Ruhm ist verblaßt, der Alltag frißt sie auf – was liegt da näher, als ein wenig auf sich aufmerksam zu machen? Aber womit kann sie das? Früher, ja, früher, da hätte sie irgendeinen Skandal gemacht, und die Presse hätte sich um sie gerissen. Aber heute? Wer fragt danach, wie es Amanda Black geht? Wer nimmt sie überhaupt wahr, außerhalb des Hotels? Niemand!« Während er sich langsam in Fahrt redete, stach er mit seinem Messer immer heftiger Löcher in die Luft. »Und genau hier ist der Schlüssel zur Lösung des Falls. Amanda Black hat diese Vorgänge selbst inszeniert. Alles selbst auf die Seite geschafft und dann wieder herbeigezaubert. Kino! Alles Kino! Schlechtes Drehbuch, aber immerhin. Alles dreht sich um sie. Die Gäste zerbrechen sich den Kopf, das Personal denkt an nichts anderes mehr, sie selbst reagiert mit Migräne auf all diese selbsterzeugte Aufregung.«

Garfield hielt inne, um die andächtige Stille zu genießen, die derart scharfsinnige Enthüllungen bei seinen jungen Zuhörern unweigerlich auslösen mußten.

Lys stand auf, kramte aus ihrer Handtasche das Geld für das Essen, warf es auf den Tisch und sagte: »Komm, Justus, laß uns gehen. Bevor mir schlecht wird.«

Anschlag auf Mr. Simpson

Es war eine Stunde vor Mitternacht, als Justus mit dem letzten Bus zum Hotel zurückkehrte. In einem anderen kleinen Lokal war es dann doch noch ein netter Abend geworden. Jedenfalls nachdem sich beide ihren Ärger über diesen eingebildeten Angeber Garfield von der Seele geredet hatten.

Schon am Eingang zum Park beschlich ihn ein sonderbares Gefühl. Das ›Old Star‹ lag friedlich in der Dämmerung dieser lauen Sommernacht. Trotzdem kam es Justus so vor, als ob in merkwürdig vielen Zimmern noch Licht brannte.

Der erste, dem Justus unten in der Empfangshalle begegnete, war Tim Green. Der kleine Kerl steckte in einem Schlafanzug, hatte den unvermeidlichen Teelöffel in der Hand, mit dem er im Takt auf den Boden schlug, und rief dazu unentwegt: »Mischer Schimpschon hat Ärger! Mischer Schimpschon hat Ärger!«

Als nächstes traf Justus auf Mrs. Silverstone. Sie schien ihn kaum zu bemerken, als er an ihr vorbei die Treppe hinauf in den ersten Stock stürmte.

Vor Zimmer 174 hatte sich eine Traube von Menschen versammelt. Peter war dabei, die Greens, das Ehepaar Hartford und Georgette, die Köchin. Auch dieses stille Ehepaar Hunter mit zwei Kindern, das erst vor wenigen Tagen gekommen war und am übernächsten Tag wieder abreisen wollte.

»Zwei Nächte bleibe ich hier nicht mehr!« rief Mr. Hunter, als Justus an ihm vorüberkam. »Das ist ja gräßlich! Gleich morgen reisen wir wieder ab!«

Justus betrat das Zimmer und erstarrte. Nichts war mehr da, wo es hingehörte. Das Bett war umgestürzt, seine Beine ragten kläglich in die Luft. Die Vorhänge waren heruntergerissen und lagen wie die Fahnen eines geschlagenen Heers traurig am Boden. Umgestürzt hatten die ungebetenen Besucher auch den Kleiderschrank. Wahllos verstreut, zierte sein Inhalt den

Teppich. Wie zum Hohn war in die Mitte des Chaos ein Nachttisch plazierte worden. Auf ihm stand aufrecht ein großer schwarzer Koffer, und darauf wiederum balancierte eine Nachttischlampe. Das Ganze sah aus wie eine Säule. Auf einem Schemel entdeckte Justus Mr. Simpson. Er hing mehr, als daß er saß. Daneben Amanda, mit einem ausgestreckten Arm, als wollte sie jeden Augenblick Simpsons Hand ergreifen, um ihm Trost zuzusprechen. An ihrer Seite wartete Henry auf den Augenblick, in dem seine Chefin dem neuen Unglück nicht mehr gewachsen sein würde.

Die Tür des Badezimmers ging auf, und mit trauriger Miene kam Linda heraus, die scheue junge Dame vom Empfang. Durch die geöffnete Tür hindurch konnte Justus am Boden Handtücher und den heruntergerissenen Vorhang der Dusche erkennen.

»Aber da muß doch endlich die Polizei geholt werden!« rief Mr. Hunter vom Flur, nachdem ihm seine Frau ein paar Mal den Ellenbogen in die Rippen gestoßen hatte. »Das sind doch keine Zustände!«

Amanda straffte sich. »Ob ich die Polizei hole oder nicht ist allein meine Sache«, erwiderte sie scharf. »Es sei denn, der arme Mr. Simpson besteht darauf. Schließlich sind nur wir beide geschädigt worden. Oder haben Sie auch über etwas zu klagen, Mr. Hunter?«

Unter ihrem strengen Blick schien der vorlaute Gast förmlich zu schrumpfen. »Natürlich nicht«, sagte er kleinlaut und warf seiner Frau einen anklagenden Blick zu. Schließlich hatte sie ihn vorgeschickt.

»Eben«, sagte Amanda.

Simpson schüttelte langsam den Kopf. »Sie geben mir einfach ein anderes Zimmer –«

»Aber das ist doch selbstverständlich!« unterbrach ihn Amanda. »Das beste im ganzen Hause, lieber Mr. Simpson.«

»– und dann ist die Sache für mich erledigt.« Wieder schüttel-

te er den Kopf. »Wenn man nur wüßte, was im Kopf eines Menschen vor sich geht, der so etwas Barbarisches tut.«

»Wahrscheinlich gar nichts«, fauchte Henry unvermittelt. »So sind die Zeiten heutzutage.«

Justus hätte zu gern mit Mr. Simpson gesprochen. Aber in Gegenwart der anderen war das unmöglich. Niemand durfte Verdacht schöpfen, er hätte einen anderen Auftrag als das Bedienen der Gäste. Zumindest wäre Henry wieder eifersüchtig geworden.

»Sehr richtig!« rief plötzlich Peter vom Flur aus. »Das sind die neuen Zeiten. Aber das ist ja auch kein Wunder. Wenn schon die Kinder lernen, daß sowieso alles egal ist!«

Justus konnte seinen Ärger über Peter nicht unterdrücken. Natürlich wollte der bloß wieder den kauzigen Jungmillionär herauskehren. Aber diese Sache hier war doch zu arg, um Scherze damit zu treiben. Der Erste Detektiv nahm sich vor, demnächst ein sehr ernstes Wort mit dem Zweiten zu sprechen. War bloß die Frage, wann sich diese Gelegenheit ergeben würde. Schließlich gehörte Justus zum Personal, und Peter Shaw war ein Gast. Zusammen durften sie sich nicht sehen lassen.

Er faßte einen raschen Entschluß. Peter stand etwas abseits von den anderen im Flur, und die Familie Hunter war ohnehin mit sich und dem Gedanken an ihre Abreise am nächsten Tag beschäftigt. »Um Mitternacht auf unserem Zimmer«, raunte er, als er mit schnellen Schritten an Peter vorüberging. Dann stieg er nach oben in den dritten Stock. Aber Bob, den er hier vermutet hatte, war nicht da.

Justus kehrte um. Inzwischen hatten die Hunters den Ort des Schreckens laut wehklagend verlassen, und auch die anderen Gäste waren nach und nach auf ihre Zimmer verschwunden.

Peter stand mit den Händen in den Taschen und sah zu, wie Henry das Größte aufräumte. Nebenbei plauschte er noch ein wenig mit Linda, die aber, nach ihrer Miene zu urteilen, gar

nicht so recht bei der Sache war.

»Kommen Sie«, sagte Amanda gerade und zog Simpson hoch. »Ich bringe Sie in 139 unter. Unser romantisches Erkerzimmer. Drei Tage auf Kosten des Hauses.«

»Aber das kann ich doch nicht annehmen«, widersprach Simpson mit matter Stimme.

»Und ob Sie das können«, rief Amanda. Sie schien die Lage allmählich in den Griff zu bekommen. Ihr Blick fiel auf Justus. »Stellen Sie sich vor, Justus, unser armer Mr. Simpson ist um fünf Uhr zu einem Spaziergang aufgebrochen. Und wie er vom Abendessen in der Stadt heimkommt, findet er diese Verwüstung vor. Ist das nicht schrecklich?«

»Furchtbar«, murmelte Justus, »wirklich furchtbar.«

»Schon gut, Justus.« Simpson machte immer noch einen gramgebeugten Eindruck. »Wenn man nur wüßte, was im Kopf eines Menschen vorgeht, der so etwas Barbarisches tut.« Gestützt auf Amanda schlurfte er davon. Henry ging hinter den beiden her, mit Simpsons Garderobe auf dem Arm.

Mit einem pfeifenden Geräusch hielt der Aufzug. Die Tür brummte, und Bob erschien. Er war bester Stimmung. »Was ist denn hier los?« fragte er, als er Peter und Linda vor Zimmer 174 entdeckte. Ohne eine Antwort abzuwarten, steckte er den Kopf um die Ecke. Dann ließ er einen langgezogenen Pfiff hören. »Im Park draußen sieht es an einigen Stellen ähnlich wild aus«, sagte er. »Aber da ist es die Natur. Und wer war das hier?«

»Man weiß es nicht«, entgegnete Peter gleichmütig. »Der große Unbekannte. Und die Herrin des Hauses möchte die Polizei nach wie vor nicht einschalten. Also, ich hege starke Zweifel, ob das richtig ist.« Er sprach so affektiert, daß Bob fast laut losgelacht hätte. In diesem Augenblick streifte Justus an ihm vorbei und flüsterte: »Um Mitternacht auf unserem Zimmer.« Im selben Moment erschien Henry und befahl ihm mit einem Kopfnicken, bei der Beseitigung des Chaos zu

helfen und die Sachen Mr. Simpsons in dessen neues Zimmer hinüberzutragen.

Peter saß auf dem oberen Stockbett und ließ die Beine herunterbaumeln. Bob lümmelte sich, das Kinn in die Hand gestützt, auf dem unteren. Justus hatte einen Stuhl verkehrt herumgedreht und die Arme auf der Lehne verschränkt.

»Egal, wer das alles warum macht«, sagte er, »ich finde, allmählich nimmt er sich ein bißchen viel heraus.«

Peter nickte. »Allerdings. Wenn Lys das erfährt, macht sie uns die Hölle heiß wegen Amanda.«

»Haben wir denn bisher irgendwelche Erkenntnisse?« fragte Justus.

Peter schüttelte den Kopf. »Ich jedenfalls nicht.«

»Oh, doch«, widersprach Justus. »Du hast kapiert, wie schön es ist, Gast in einem Hotel zu sein und das Personal zu peinigen.« Peter wollte widersprechen, aber Justus machte eine wegwerfende Handbewegung. »Leugnen ist zwecklos. Wenn du so weitermachst, Sorge ich bei Amanda dafür, daß du die Hotelrechnung bezahlst. Auf Heller und Pfennig.« Peter sah ihn so verblüfft an, daß Justus rasch wieder einlenkte.

»Wenn du damit aufhörst, vergesse ich es. Wir müssen mit dem Fall vorankommen. Ich habe was.« Um es spannender zu machen, legte er eine kurze Pause ein. »Ich glaube, Mrs. Silverstone ist nicht so taub, wie sie tut.«

»Wie kommst du denn darauf?« Bob klang etwas enttäuscht.

»Dasselbe habe ich mir nämlich auch schon gedacht.«

»Ganz einfach. Der kleine Green hat gestern seine Teetasse auf den Boden geworfen. Mrs. Silverstone saß ungefähr acht Meter von ihm entfernt, und zwar mit dem Rücken zu Tim. Ich bin vollkommen sicher, daß sie das Aufprallen und Auseinanderbrechen der Tasse nicht gesehen hat, denn zufällig habe ich sie in diesem Augenblick scharf beobachtet. Jedenfalls gab es hinter ihr diesen Knall, der über diese Entfernung hinweg für

sie nicht sehr laut gewesen sein kann. Und trotzdem hat sie sich unwillkürlich in Tims Richtung gedreht. Also hat sie es gehört. Ich vermute sogar, daß sie ganz ausgezeichnet hört.«

Bob legte die Stirn in Falten. »Bleibt die Frage, warum sie die Taube spielt.«

»So etwas habe ich noch nicht beobachtet«, sagte Peter. »Mir ist nur aufgefallen, daß sie sich ziemlich sicher bewegt. Ich glaube, wenn man so schlecht hört, wie Mrs. Silverstone vorgibt, dann tritt man anders auf. Vorsichtiger. Zögernder. Und man sieht sich öfter um, denn es könnte ja sein, daß man angesprochen wird und das nicht mitbekommt. Und wenn jemand mit einem redet, dann schaut man ihm auf die Lippen, um dort abzulesen, was er sagt. Aber das alles tut Mrs. Silverstone nicht.« Ächzend rollte er sich auf die andere Seite.

»Deshalb bin ich ihr vorhin nach, als ich sah, daß sie noch fortging.«

»Und? Wohin ist sie?«

»In die Tiefgarage. Und dann ist sie auf und davon. Mit einem roten Chevy.«

Justus wackelte mit dem Kopf. »Und das so spät am Abend. Sehr merkwürdig. Schon gestern abend habe ich sie zu einer ähnlich ungewöhnlichen Zeit wegfahren sehen.«

»Sonderbar«, fiel Bob ein. »Was macht denn eine Dame wie Mrs. Silverstone nachts noch in der Stadt?«

»Genau das werden wir herauskriegen«, verkündete Justus. »Morgen versuchen wir sie tagsüber im Auge zu behalten. Und wenn sie abends wieder loszieht, fahren wir mit ihr im Konvoi. Mit Peters MG. Alles klar?«

»Klar«, echote Peter. »Und wer ist ›wir‹?«

»Ach ja, richtig.« Justus stand auf und begann, sich auszuziehen. »Das müßt natürlich ihr beide machen, denn ich werde wieder im Restaurant zu tun haben.«

»Na schön«, sagte Bob. »Ist das alles?«

»Noch eine Information, die ich von Lys bekommen habe:

Amanda steckt angeblich bis zum Hals in der Klemme. Finanziell«, antwortete Justus. Dann verschwand er im Badezimmer, und als er wieder herauskam, fiel ihm Garfield ein. Er verscheuchte Peter von der oberen Etage des Stockbetts, zog die Decke bis unters Kinn und erstattete den Freunden einen kurzen Bericht über dessen unsäglichen Auftritt in der Pizzeria.

»Und wer kommt als Täter in Frage?« dachte Bob laut.

»Alle«, erwiderte Peter. »Das gesamte Personal, und natürlich sämtliche Gäste.«

»Ich würde die Familien mit Kindern ausnehmen«, wandte Justus ein. »Offenbar verfolgen der oder die Täter eine ganz bestimmte Strategie. Aber es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß man für so etwas die ganze Familie mitnimmt.«

Bob war der Schluß zu voreilig. »Oder erst recht, um möglichst harmlos zu erscheinen.«

Peter begann ein paar Kniebeugen zu absolvieren. »Eins ist klar«, sagte er dabei, »im Augenblick sieht es so aus, als ob irgendwer sein Mütchen an Amanda kühlt. Und wer kommt auf diese komische Idee, Mr. Simpsons Zimmer zu demolieren! Das steckt doch noch mehr dahinter. Jedenfalls schrecken diese Burschen nicht davor zurück, auch die Hotelgäste in ihre Aktionen einzubeziehen.«

»Genau«, sagte Justus und zwinkerte ihm zu. »Vielleicht ist als nächstes Zimmer 112 dran.«

Peter wollte gerade fragen, warum es gerade dieses Zimmer sein mußte. Dann fiel ihm ein, daß es sein eigenes war. In diesem Augenblick begann Justus, lauthals und demonstrativ zu gähnen. Peter schnitt ihm eine Grimasse und wünschte gute Nacht.

Peter paukt Physik

Der nächste Vormittag verlief ohne besondere Zwischenfälle.

Amanda hatte sich von Henry in die Stadt fahren lassen. Die Hunters waren abgereist, nicht ohne zuvor beim Frühstück der vierköpfigen Familie am Nebentisch so eindringlich die neueste Gruselgeschichte zu erzählen, daß die ebenfalls überlegte, ob es nicht besser wäre, dieses unheimliche Hotel vorzeitig zu verlassen. Mr. Simpson ließ sich zuerst nicht sehen, nahm dann schweigend sein Frühstück ein und genoß dabei die mitleidigen Blicke, die ihm von den anderen Gästen und den Bediensteten gewidmet wurden.

Die ängstliche Mrs. Hartford bekam gleich eine kleine Auseinandersetzung mit ihrem Mann. Er konnte sie nicht von ihrer Meinung abbringen, mit absoluter Sicherheit werde auch ihnen über kurz oder lang ein Unheil in diesem Hause zustoßen. »Wenn nicht endlich die Polizei alarmiert wird und die Verbrecher gefaßt werden«, hörte Justus sie sagen.

»Mir würde es viel mehr Spaß machen, diesen sonderbaren Zeitgenossen selber zu schnappen«, flüsterte Mr. Hartford.

Bevor Simpson erschien, frühstückte Garfield allein. Er hatte ein Buch mitgebracht und es unpassenderweise auf seinen Teller gelegt, so daß Justus beim Servieren nichts anderes übrig blieb, als den Titel zur Kenntnis zu nehmen.

»Ich und das Böse in mir«, hieß er. Als Justus die Mineralwasserflasche auf Garfields Tisch stellte, tippte der auf das Buch und meinte: »Muß man gelesen haben. Äußerst interessant.«

»Ist es von Ihnen?« fragte Justus, ohne eine Miene zu verziehen. Natürlich hatte er den Namen des Autors längst gelesen und traute es Garfield ohnehin nicht zu, einen solchen Wälzer zu schreiben. Aber der sah ihn geschmeichelt an.

»Nein, nein«, wehrte er ab. »Mein Werk ist ja noch in Arbeit, müssen Sie wissen.«

Justus verspürte wenig Lust, Näheres darüber zu erfahren. Draußen lockte ihn die Sonne, für eine Viertelstunde die Gäste Gäste sein zu lassen. Er durchquerte die Eingangshalle und stieß die schwere Tür auf. Eine wohlige Wärme empfing ihn, zusammen mit einem leichten Wind vom Pazifik her. Justus dehnte und reckte sich, mit geschlossenen Augen. Die Arbeit im Hotel gefiel ihm. Eigentlich wollte er ja einmal Computerspezialist werden. Oder Journalist. »Aber so ein Hotel wäre auch nicht schlecht«, murmelte er.

Plötzlich hielt er inne. Von der abschüssigen Rampe, die links neben dem Haus hinunter zur Tiefgarage führte, trug der Wind leise Stimmen zu ihm herüber. Er schloß die Augen wieder, um sich besser konzentrieren zu können. Es waren die Stimmen von Amanda und Henry. Auf Zehenspitzen schlich Justus über die Steinplatten, bis er Henrys graues Haar und die rote Stirn darunter sehen konnte.

»Ich verlasse mich darauf, daß Sie schweigen«, sagte Amanda.

»Klar«, erwiderte Henry.

»Wenn das so weitergeht, habe ich keine andere Wahl«, sagte Amanda. »Also bis dann.«

Eine Autotür schlug zu, und Justus beeilte sich, wieder ins Haus zurückzukommen, bevor Amanda am Ende der Rampe auftauchte.

Gleich nach dem Frühstück teilte Mrs. Silverstone Linda an der Rezeption mit, sie werde in die Stadt fahren, und Peter schnappte den Satz auf, als er gerade vom Joggen im Park zurückkam. Also verzichtete er auf die Dusche und darauf, Bob zu fragen, ob er mitkommen konnte. Unauffällig drückte er sich durch die Tür, die neben dem Aufzug ins Treppenhaus führte, sprang die Stufen zur Tiefgarage hinunter und saß wenige Sekunden später in seinem MG. Mit einem rasanten Start schoß er die Rampe hoch.

Auf der Straße, hundert Meter vom Hotel entfernt, parkte ein Reisebus. Peter fuhr an ihm vorbei und hielt gleich dahinter an. Dann rutschte er tief in den Sitz. Er brauchte nicht lange zu warten, bis der rote Chevy auftauchte. Peter ließ ihm einen gehörigen Vorsprung. Zuerst rollte er in zügigem Tempo auf Rocky Beach zu, aber dann bog er ab, Richtung Los Angeles.

Auf der Küstenstraße war viel Verkehr. Touristenbusse schlängelten sich Richtung Süden. Peter hatte einige Mühe, den roten Chevrolet nicht aus den Augen zu verlieren. Mrs. Silverstone erwies sich als bemerkenswert zügige Fahrerin. Peter staunte nicht schlecht. Ihre Fahrweise paßte kaum zu der betulichen Dame aus dem Hotel. Hinter Thousand Oaks bog Mrs. Silverstone auf den Hollywood-Freeway ein. Der Verkehr wurde noch dichter, kam aber vorerst nicht zum Stehen. Auf Stau hatte Peter überhaupt keine Lust. Er war froh, daß er nicht zu den Zigtausenden gehörte, die dieses Erlebnis auf dieser Straße jeden Tag zweimal genossen.

Wie immer, wenn er hier unterwegs war, war Peter beeindruckt von der Silhouette der Viermillionenstadt Los Angeles. Und wie immer überlegte er, ob ihm diese mächtigen Wolkenkratzer nun eigentlich gefielen oder abstoßend auf ihn wirkten. »Beides«, murmelte er.

Mrs. Silverstone schlug den Weg zum Exposition Center ein, dem riesigen Gelände, auf dem sich Ausstellungen und Museen aneinander reihten. Aber eigentlich, dachte Peter, fährt man doch etwas gelassener, wenn man Kunst anschauen will oder all die alten Steine aus Amerikas Urgeschichte.

Am State Drive bog Mrs. Silverstone in den Wilshire Boulevard ein. Hinter zwei Museen tauchte das Gebäude auf, in dem ein gewisser George C. Page die Skelette von Indianern dem allgemeinen Begafftwerden ausgesetzt hatte. Peter fröstelte bei der Vorstellung, sich inmitten von Dutzenden Neugieriger an den Gebeinen vorüberzudrängen. Ob die nie daran dachten, wie es wäre, wenn ihre eigenen Knochen oder die ihrer Angehöri-

gen eines Tages irgendwo öffentlich herumstünden? Oder ob es ihnen gleichgültig war?

Als Mrs. Silverstone zwei Blocks weiter den Parkplatz eines großen Einkaufszentrums ansteuerte, ließ Peter sie nicht aus den Augen. Sie stieg aus, ging zum Kofferraum, holte eine große Einkaufstasche heraus und verschwand in dem Gebäude. Einen Augenblick lang überlegte er, ob er ihr folgen sollte. Aber dann beschloß er, einfach auf ihre Rückkehr zu warten. Irgendwann würde ihr Einkauf ja zu Ende sein. Aus dem Handschuhfach angelte Peter sein Physikbuch und vertiefte sich in die Formeln, denen er im abgelaufenen Schuljahr zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Er sah auf seine Uhr: Es war kurz vor zehn.

So gründlich wie an diesem Vormittag hatte er sich selten mit Physik beschäftigt. Als Mrs. Silverstone um halb eins noch immer nicht zurück war und der rote Chevy immer noch dastand und Peter fand, daß dessen Schweinwerfer beinahe höhnisch zu ihm herübergrinsten, gab er auf und fuhr zurück, Richtung Rocky Beach.

Unterwegs fiel ihm ein, daß er seit vier Tagen keinen Kontakt mehr mit seiner Freundin Kelly gehabt hatte. Vor dem ›Pacific Beach‹ entdeckte er eine Telefonzelle und rief an. Sie war kurzangebunden und wünschte den drei ???, daß sie wenigstens bis zum Ende der Ferien mit diesem komplizierten Fall zu Rande kämen.

»Höchstens noch ein paar Tage«, beteuerte Peter, aber Kelly blieb kühl. Als er wieder auf die Straße fuhr, mußte er einen grünen Buick verlassen. Er kannte das Auto, und er kannte den Glatzkopf hinter dem Steuer. Es war Edward Simpson.

Spezialauftrag für Bob

Bob hatte das Gefühl, daß Henry ihn seit der Geschichte mit dem Schuppen ganz gut leiden konnte. Aber vielleicht, dachte er, hat ihm auch imponiert, wie ich mich über diesen Park hergemacht habe. Mit beträchtlicher Energie hatte Bob nämlich Hecken gestutzt, die Wege gesäubert, das verdorrnde Laub unter den Platanen zusammengekehrt und mit Hingabe den Rasen gesprengt, der zur Belohnung dafür in so sattem Grün glänzte wie schon seit Wochen nicht mehr. Jedenfalls kam Amandas guter Geist wie zufällig bei Bob vorbei, als er gerade das Unkraut aus den Blumenbeeten zupfte.

»Macht's Spaß?« brummte Henry.

»Klar«, sagte Bob. »Wenn einem das Saubermachen so im Blut liegt.« Er sah, wie Henry noch ein bißchen röter im Gesicht wurde und die Augen zusammenkniff. Offenbar wußte er nicht, ob ihn der Junge auf den Arm nahm.

»Hast dich jedenfalls ganz schön eingelebt«, fuhr Henry fort.

Bob nickte. »Klar. Man tut, was man kann.« Auf dem Gebiet solcher Redensarten, das wußte er, war er nicht zu schlagen.

»Kennst du eigentlich diesen Justus Jonas?« Unvermittelt rückte Henry mit der Sprache heraus. Offenbar war es ihm zu mühsam geworden, um den heißen Brei herumzureden.

»Justus Jonas?« wiederholte Bob. Er beugte sich über die nächste Rabatte und überlegte blitzschnell, was er tun sollte. Das beste erschien ihm, auf Nummer Sicher zu gehen. »Flüchtig«, sagte er, »sehr flüchtig. Vor ein paar Jahren hat er mal in Rocky Beach in meiner Nähe gewohnt. Aber dann ist die Familie weggezogen. Er hat mich kaum wiedererkannt. Aber ich ihn.« Ingeheim mußte Bob über sich selbst den Kopf schütteln. Ob das ein schlechter Charakterzug von ihm war, daß er so mir nichts, dir nichts eine Geschichte erfinden konnte und keine Hemmungen hatte, einem anderen damit einen Bären aufzubinden? Aber dann tröstete er sich, daß es ja eine Art

Notwehr war. Schließlich hatten die drei ??? einen Auftrag. Und den konnten sie nur erfüllen, wenn sie mit verdeckten Karten spielten.

»Ich hätte eine Bitte«, sagte Henry.

»Tatsächlich?« Überrascht richtete Bob sich auf. »Welche denn?«

»Ich mache mir große Sorgen.« Henrys breite Hände fuhren durch sein Haar. »Wegen dieser – dieser Ereignisse. Du weißt schon.«

Bob nickte ihm aufmunternd zu. »Natürlich. Und was kann ich da tun?«

»Ein bißchen aufpassen. Auf diesen Justus. Und dann noch auf einen Gast. So ein junger, unangenehmer Kerl, der immer so verrückte Sachen trägt und sowieso ziemlich unsympathisch ist. Zimmer 112.«

»Ich weiß, wen Sie meinen. Wie heißt er noch gleich?«

»Peter Shaw.«

»Genau.« In dem schon fast vollen Eimer preßte Bob das Unkraut zusammen. »Und Sie glauben, daß die beiden etwas mit diesen – mit diesen Ereignissen zu tun haben?« Bob brachte es fertig, die Frage richtig erstaunt klingen zu lassen.

»Ich glaube gar nichts«, sagte Henry. Er sah bekümmert und verwirrt drein. »Ich habe nur so ein komisches Gefühl.«

»Aber das meiste ist doch passiert, bevor Justus hier angefangen hat. Und wenn ich mich recht erinnere, ist dieser Peter Shaw auch erst an diesem Tag aufgekreuzt.«

»Ich weiß, ich weiß.« Henry trat ganz nah an ihn heran. Sein Gesicht war tiefrot, und die dichten Augenbrauen hatte er eng zusammengezogen. Er sah sich um, als fürchtete er, jemand könne ihr Gespräch plötzlich belauschen. Fast flüsterte er. »Aber vielleicht gibt es ja nicht einen Täter, sondern mehrere. Vielleicht ist da eine ganze Bande am Werk. Verstehst du?« Er hielt inne. »Ich habe solche Dinge, noch nie erlebt. Ich habe schon in verschiedenen Hotels gearbeitet. Lauter gute Häuser.

So wie dieses hier. Auch drüben in Europa. Aber so etwas gab es noch nie.«

Verwundert sah Bob ihm ins Gesicht. Henry schien es wirklich gut mit Amanda zu meinen.

»Also, machst du es?«

Bob hob die Schultern. »Natürlich. Wenn ich Ihnen damit helfen kann.«

Bob sah Henry nach, wie er zurücktrottete in Richtung Hotel. Richtig schlau werde ich nicht aus dir, dachte er. Aber welches Motiv hätte Henry haben sollen, Amanda mit diesen Taten den Nerv zu rauben? »Für alle anderen Verdächtigen gilt das allerdings auch«, sagte Bob halblaut zu sich selbst. Was würde wohl als nächstes passieren? Und was hatte Henry auf die Idee gebracht, da könnte eine ganze Bande am Werk sein? Bob runzelte die Stirn. Sie kamen nicht voran. Im Grunde blieb ihnen kaum etwas anderes übrig, als auf den nächsten Einfall dieser unheimlichen Täter zu warten. Vielleicht waren sie einmal auf frischer Tat zu ertappen. Oder sie machten einen anderen Fehler.

Gerade als Henry im Hotel verschwand, rollte der rote Chevy von Mrs. Silverstone durchs Tor und fuhr in die Tiefgarage. Eine halbe Minute später tauchten ihre blonden Haare an der Rampe auf. Spitzes Gebell ertönte. »Hierher!« hörte Bob Mrs. Silverstone rufen, »hierher! Ja, wir gehen Gassi.« Sie hatte Mühe, ihre beiden Zwergpinscher an der Leine zu halten, so balgten sie sich und tollten um ihre Füße herum.

Sie war noch weit genug entfernt. Die dicke Eiche, hinter der Bob stand, bot ausreichend Deckung. Er ging rückwärts, immer so, daß die Eiche zwischen ihm und Mrs. Silverstone blieb. Das Kläffen der Hunde zeigte ihm, daß sie in seine Richtung spazierte. Bob erreichte die Reihe der Platanen. Suchend sah er sich um. Hinter dem nächsten Baum lag ein kräftiger Zweig im Gras. Das war genau das, was er brauchte.

Kurzentschlossen sprang er hinüber, hob den Zweig auf und

drückte sich hinter die Platane. Wenn sie mich gesehen hat, dachte er, habe ich eben Pech gehabt, aber es macht auch nichts. Wenn nicht, um so besser.

Vorsichtig spähte er an dem Baum vorbei zu Mrs. Silverstone. Sie bückte sich, um die Hunde von der Leine zu lassen. Übermütig setzten sie ihr wildes Spiel fort, balgten und überschlugen sich. Mrs. Silverstone selbst verlangsamte ihren Schritt. Sie kam immer näher. Bob glaubte zu erkennen, wie sie genießerisch in die Sonne blinzelte. Zu nah darf ich sie nicht herankommen lassen, dachte er, ich will sie ja nicht zu Tode erschrecken.

Als sie noch dreißig Schritte entfernt war, brach Bob den trockenen Zweig auf seinem Knie mit einem Ruck in der Mitte durch. Dabei fixierte er sie scharf. Beim Knacken des brechenden Holzes blieb Mrs. Silverstone wie angewurzelt stehen. Bob preßte sich an die Platane. Er hatte genug gesehen. Ging sie jetzt weiter, würde er mit dem Rücken am Baumstamm den seligen Schläfer mimen, der nach anstrengender Arbeit im Park ein kleines Nickerchen machte.

»Jerry, Malta, hierher!« hörte er Mrs. Silverstone rufen. Ein kurzes Kläffen war die Antwort. Dann waren wieder ihre Schritte zu hören. Sie entfernten sich.

»Diese Dame ist alles andere als taub«, sagte er zwei Stunden später zu Justus, als die beiden Aushilfskräfte von Amanda Black zufällig vor dem Heizungskeller zusammentrafen. Bob brachte das Gartengerät zurück, und Justus wollte endlich einmal diesen Teil des Untergeschosses sehen, den er bis dahin noch nicht so recht erforscht hatte. Bob zog den Freund in den Heizungskeller und schloß die Tür von innen. Trotzdem sprach er noch leise. »Mrs. Silverstone hört nicht schlechter als du und ich.«

»Endgültig bewiesen?« fragte Justus.

»Endgültig«, antworte Bob nicht ohne Stolz und erzählte von

seinem akustischen Experiment mit dem Zweig.

»Prima gemacht«, lobte Justus. »Und du bist sicher, daß sie dich nicht doch gesehen hat?«

»Vollkommen sicher.«

»Na schön. Dann brauchen wir ja bloß noch herauszufinden, warum diese Dame die Schwerhörige spielt.«

»Vielleicht ist es nur eine Marotte von ihr. Vielleicht hat sie keine Lust, mit Menschen zu reden. Wenn die Leute merken, daß jemand so schlecht hört, daß sie ihn anschreien müssen, um sich verständlich zu machen – dem gehen sie doch aus dem Weg. Und wenn das nicht möglich ist, verwickeln sie ihn jedenfalls nicht freiwillig in Gespräche.«

»Gut«, sagte Justus. »Könnte sein. Vielleicht kann sie mit Menschen nicht viel anfangen. Zumal mit den fremden Leuten, die sie in so einem Hotel trifft.« Er zupfte an der Oberlippe, wie gewöhnlich, wenn er grübelte. »Aber sehr wahrscheinlich ist das alles ja nicht. Wahrscheinlich steckt doch etwas ganz anderes dahinter.«

Bob vergrub seine Hände in den Taschen seiner Jeans. »Ich habe übrigens einen Auftrag.«

»Den haben wir alle.«

»Aber ich habe einen speziellen.«

»Und von wem?«

»Von Henry.«

»Ach. Und?«

»Ich soll dich beschatten.«

»Nett. Und warum?«

»Henry meint, du gehörst vielleicht zu einer Bande, die hier ihr Unwesen treibt.«

»Sonst noch was?«

»Ja. Auf Peter soll ich auch aufpassen. Henry mag Leute mit solchen Krawatten nicht. Und überhaupt.«

Justus grinste. »Das kann ich gut verstehen.« Er boxte ihn freundschaftlich in die Seite. »Also dann, laß uns ja nicht aus

den Augen. Ich muß nach oben. Tisch decken fürs Essen.« In diesem Moment fiel ihm ein, daß er Bob und Peter noch von der merkwürdigen Unterhaltung zwischen Amanda und Henry berichten mußte, die er gestern zufällig an der Rampe mitbekommen hatte. Aber dann dachte er wieder, das hat Zeit, bis wir das nächste Mal die Lage beraten.

Geister und Ganoven

Nach seiner Rückkehr aus Los Angeles tat Peter etwas, worauf er sich schon lange gefreut hatte. »Meine Ärzte sagen mir immer, wie gut ein Dampfbad ist«, verkündete er Linda mit wichtiger Miene. »Würden Sie die Güte haben, für mich anzuheizen?«

»Selbstverständlich«, sagte Linda ziemlich gleichgültig.

Ich glaube, sie kann mich nicht besonders ausstehen, dachte Peter. Kein Wunder bei dieser Rolle. Wenn alles vorbei war, würde er sie aufklären. Darüber, daß er doch eigentlich ein prima Kerl war und ganz anders als der hochnäsige Bengel, den er nur hatte spielen müssen, um diese geheimnisvollen Vorgänge in ›Amandas Old Star‹ aufzuklären. Es war ja nicht seine Schuld, daß das Los ihn getroffen und zum Gast bestimmt hatte. Das würde sie bestimmt sofort einsehen. Und daß er eigentlich viel lieber im Garten gearbeitet – an dieser Stelle seiner Rede, die er in Gedanken für Linda hielt, mußte Peter über sich selbst lachen.

Er fuhr mit dem Lift hinauf, zog sich aus, schlüpfte in einen Bademantel und stieg durchs Treppenhaus hinunter in den Keller. Das Dampfbad lag gleich neben der Tiefgarage. Peter warf einen Blick hinein. Es war ein ungemütlicher Raum, mit nichts als langen, harten Sitzbänken an den Wänden. Von irgendwoher krochen schon die ersten warmen, feuchten, weißgrauen Schwaden. Peter ging in die Umkleidekabine, hängte seinen Bademantel an einen Haken und kehrte zurück ins Dampfbad. Er ließ sich auf eine der Bänke fallen. Schon nach ein paar Minuten merkte er, wie er müde wurde.

Schließlich legte er sich auf die Bank. Inzwischen war es angenehm warm geworden und der Dampf so dicht, daß Peter seine Hand vor den Augen fast nicht mehr sehen konnte. Es war ein herrliches Gefühl. Auf seiner Stirn bildeten sich Schweißtropfen und liefen an den Schläfen herunter.

Er wurde wach, als sich ein dunkles Ungetüm auf seinem Bauch niederließ.

»Hey!« schrie das Ungetüm und verschwand im Nebel.

»Hey!« brüllte Peter, vor lauter Schreck und weil ihm für einen Moment die Luft weggeblieben war. Er fuhr hoch. Vor ihm war nur eine weißgraue Masse. Aber dann lösten sich daraus die Umrisse einer Gestalt, die direkt vor ihm stehen blieb. Schützend streckte Peter die Arme nach vorn und rutschte blitzschnell zwei Meter nach links.

»Sieht so aus, als wäre da jemand«, sagte eine Stimme.

Peter kam sie bekannt vor, aber er wußte nicht gleich, wo er sie einsortieren sollte. »Ich bin das.« Erleichtert ließ er die Fäuste sinken. »Sind Sie's, Mr. Hartford?«

»Allerdings.« Mr. Hartfords Stimme schien zu zittern. »Und wer ist ich, wenn ich fragen darf?«

»Entschuldigung. Peter Shaw.«

»Ah so.« Hartford vollführte ein paar seltsame Bewegungen.

Dann saß er gleich neben Peter. Eine neue Dampfwolke ließ ihn fast wieder verschwinden. »Da haben Sie aber Glück gehabt, junger Mann«, tönte es aus dem Schwadenmeer. »Stellen Sie sich vor, ich brächte dreißig Kilo mehr auf die Waage. Ich hätte Sie erdrücken können.«

Peter malte sich das lieber nicht aus. Hartford war auch so schon stämmig genug gebaut. Eine Zeitlang saßen die beiden schweigend nebeneinander. Peter überlegte, wie er eine Unterhaltung anfangen konnte, aber es fiel ihm nichts Passendes ein.

»Ich habe Sie noch nie hier im ›Old Star‹ gesehen«, sagte Hartford plötzlich. »Meine Frau und ich kommen schon, seit Amanda Black dieses Hotel eröffnet hat. Fünfzehn Jahre. Jeden Sommer zur selben Zeit, drei Wochen.«

»Das ist eine lange Zeit«, antwortete Peter und biß sich im nächsten Moment auf die Lippen wegen dieser geistreichen Bemerkung. »Nein, ich war noch nie hier.«

»Und wie gefällt es Ihnen, junger Mann?« Hartford schien

jetzt entschlossen, Peter in ein Kreuzverhör zu nehmen.

Aber Peter drehte den Spieß herum. »Ganz gut. Und für sehr interessant halte ich diese merkwürdigen Vorkommnisse. Finden Sie nicht auch?«

Hartford wich aus. »Meine Frau würde ja am liebsten abreisen. Sie ist ein wenig ängstlich.« Er ächzte und fuhr mit den Händen über Brust und Beine, um Schweiß und Wasser abzuwischen. »Wirklich angenehm warm hier. Ich liebe Dampfbäder. Meine Frau leider gar nicht. Sie fürchtet sich in so etwas. Da kann man ja nichts sehen, sagt sie immer.«

»Was halten Sie von Amanda Black?« Peter ging endgültig in die Offensive.

Erst einmal sagte Hartford gar nichts. So lange, bis Peter dachte, er hätte seine Frage nicht gehört. Als er gerade den Mund aufmachte, um sie zu wiederholen, sagte Hartford: »Eine äußerst interessante Frau.« Dann schwieg er wieder. Aber er schien darüber nachzudenken, was er als nächstes sagen sollte. »Ich weiß allerdings nicht«, fuhr er schließlich fort, »ob wir auch im nächsten Jahr hier sein werden.«

»Ihre Frau wird vielleicht nicht mehr wollen«, vermutete Peter.

»Nein, nein«, wehrte Hartford ab. »Das ist es nicht. Aber dieses Hotel wird nicht mehr das Hotel sein, das wir so sehr schätzen, wenn es Amanda Black einmal nicht mehr gibt.«

»Will sie denn weg?«

»Sie will nicht. Aber sie muß vielleicht. Jedes Jahr hat sie weniger Gäste. Außerdem – ich könnte mir denken, man bietet ihr viel Geld.«

Im nächsten Moment war der Platz neben Bob leer. Ein Klat-schen ertönte plötzlich und dazu ein Stöhnen.

»Mr. Hartford?« rief Peter erschrocken.

»Hier bin ich.« Das war die Stimme von Hartford, aber er war nicht zu sehen. »Ich tue etwas für meinen Kreislauf.«

»Und was ist das, wenn ich fragen darf?«

»Ich habe ein paar Reisigzweige in der Hand und bearbeite damit meinen Rücken«, kam es aus dem Dampf. »Wenn Sie älter wären, würde ich Ihnen raten, das auch zu tun. Es ist sehr gesund. Aber Sie sind ja noch so jung, junger Mann.« Das Klatschen wurde schneller und das Stöhnen lauter.

Peter hatte plötzlich genug. Er wünschte Hartford noch einen schönen Tag und machte, daß er hinauskam. Gleich nebenan war ein Becken mit kaltem Wasser. Es war so eisig, daß ihm der Atem weglieb. Er kletterte wieder heraus und stellte sich unter eine lauwarne Dusche. Ganz nett, diese Ferien hier, dachte er dabei, aber ich bin auch froh, wenn es vorbei ist.

Auf dem Weg in sein Zimmer traf er Bob, der sich erst umsah, ob auch niemand in der Nähe war. Dann wollte er wissen, ob Peter sich nicht schämte, am hellichten Tag im Dampfbad herumzuliegen, während andere Leute arbeiteten.

»Herumliegen ist gut«, gab Peter zurück und trocknete sein nasses Haar ab. »Ich habe im Schweiß meines Angesichts Nachforschungen angestellt.«

»Ausgerechnet du«, sagte Bob. »Du bist doch selbst ein Bandenmitglied.« Damit ließ er ihn stehen, und Peter sah ihm verdutzt nach.

Am anderen Morgen stand alles haarklein in der Zeitung. Ein zweispaltiger Artikel in den »California News«, dem Lokalblatt von Rocky Beach und Umgebung, klärte die geschätzten Leser in sämtlichen Einzelheiten darüber auf, was in den letzten knapp zwei Wochen an Merkwürdigkeiten im »Old Star« passiert war. Amanda reagierte fuchsteufelswild. Sie hatte Justus durch Linda holen lassen und stach nun immerfort, hinter ihrem mächtigen Schreibtisch thronend, mit knochigen Fingern auf den Zeitungsbericht.

»Man macht mich zum Gespött der ganzen Hotelbranche!« rief sie. »Schon allein diese Überschrift! Gäste graust es vor Geistern und Ganoven! Wer sich bloß so etwas ausdenkt!«

Amandas Frisur schwankte bedrohlich auf ihrem Kopf hin und her. Ihr Blick fiel auf den eisernen Ritter, der neben ihrem Schreibtisch stand und offensichtlich seiner Aufgabe, die Herrin des Hauses vor Ungemach zu schützen, nicht gewachsen war. Justus hatte den Eindruck, am liebsten würde Amanda in die Rüstung des stummen Gesellen steigen, um gegen ihre unbekannten Feinde zu Felde zu ziehen.

Mit ihrer Lesebrille vor den Augen beugte sie sich über die Zeitung. »Und zum Schluß«, sagte sie, »fragt dieser Schreiberling auch noch, warum da die Polizei nicht alarmiert wird.« Sie las laut vor: »Hat Amanda Black etwas zu verbergen?« Vorwurfsvoll sah sie Justus an, als hätte er den Artikel selbst geschrieben.

Aber der dachte gar nicht daran, sich in die Verteidigung drängen zu lassen. Er hatte die Arme verschränkt und wieder seine sachliche Miene aufgesetzt. »Weiß jemand, was Bob Andrews und ich in diesem Hotel tun?«

»Wenn es jemand weiß, dann nicht durch mich«, rief Amanda und breitete pathetisch die Arme aus.

Justus stand am Fenster. Es war nur ein winziges Geräusch, das er hörte, aber es war laut genug. Es kam von der Tür. Zu Amanda machte er eine Geste, daß sie weitersprechen sollte. Sie begriff und plapperte etwas von dem guten Verhältnis, das sie früher, in Hollywood, zur Presse gehabt hatte. Unterdessen schlich Justus auf Zehenspitzen zur Tür. Sachte nahm er die Klinke in die Hand, dann riß er sie nach innen auf.

Ein Schreckensschrei antwortete. Vor ihm stand Henry, noch in der gebückten Haltung, mit der er hinter der Tür gelauscht hatte.

»Kommen Sie herein!« befahl Justus.

Vor Verlegenheit lief Henrys ohnehin immer rotes Gesicht an wie eine Kirsche. Das war nicht weiter verwunderlich, fand Justus. Mehr erstaunte ihn, daß Amanda die Farbe gewechselt hatte. Henry machte ein paar unbeholfene Schritte ins Zimmer.

In seinen Schaufelhänden drehte er eine Mütze. Zu Amanda schickte er hilfeschauende Blicke hinüber. Aber die hatte selbst Hilfe nötig.

»Na schön«, sagte sie schließlich zerknirscht. »Henry weiß ohnehin alles.« Sie schlug die Augen zu Boden. »Aber er ist der einzige, das schwöre ich. Er hat mein Vertrauen.«

Justus sah erst zu Henry, dann zu Amanda, absichtlich so streng er überhaupt konnte. Amandas Geständnis, daß sie entgegen allen Beteuerungen Henry informiert hatte, überraschte ihn nicht besonders. Amanda hatte ja auch sonst niemanden, mit dem sie ihre Sorgen und Gedanken bereden konnte.

»Wann haben Sie ihn eingeweiht?«

»Heute morgen.«

Justus nickte zufrieden. Das sprach dafür, daß Amanda es mit der versprochenen Geheimhaltung doch ziemlich lange ernst gemeint und durchgehalten hatte. Außerdem wurde dadurch klar, daß Henry bei seiner Unterhaltung im Garten mit Bob kein falsches Spiel getrieben hatte. Das hätte alles noch mehr kompliziert. Dieser ganze Fall war schließlich schon schwierig genug, mit all den Verdächtigen, die in Frage kamen. Justus war es lieber, wenn er wenigstens Henry ausklammern konnte. Jedenfalls zu achtzig Prozent.

»Ist schon in Ordnung, Henry«, winkte er großzügig ab. Aus seiner Gesäßtasche fingerte er zwei Visitenkarten der drei ???

und wollte sie gerade Amanda und Henry überreichen. Im letzten Moment fiel ihm ein, daß auch der Name Peter Shaw daraufstand. Dessen Identität zu enthüllen, dafür war es noch entschieden zu früh. Er steckte die Karten wieder zurück in seine Jeans.

»Dieser Peter Shaw«, sagte Amanda in diesem Augenblick mit drohender Stimme, als hätte sie einen Teil von Justus' Gedanken gelesen, »kommt mir ganz komisch vor. Dem würde ich ohne weiteres zutrauen, daß er den Zeitungsmenschen das

alles auf die Nase gebunden hat.«

»Vielleicht nicht nur das.« Henry hatte seine Fassung schnell wiedergewonnen, als er bemerkte, daß weder Justus noch Amanda ihm seine Lauschaktion besonders verübelten. »Womöglich hat er noch ganz andere Sachen auf dem Kerbholz.«

Dann ging Henry, ohne sich noch einmal umzudrehen, mit seinem wiegenden Matrosenschritt hinaus. Nur gut, dachte Justus, daß Peter so unschuldig ist wie ein Baby. Wäre er es nicht und er fiel Henry in die Hände, würde der ihm wohl eine Tracht Prügel verabreichen. Für einen kurzen Moment ertappte sich Justus, wie er bei diesem Gedanken so etwas wie Schadenfreude empfand.

»Ich werde auf diesen Peter Shaw ein ganz besonders wachsames Auge haben«, versprach er Amanda. Im Weggehen grinste er. Ein bißchen Strafe muß sein.

Abgehängt!

Bei der zweiten Verfolgung von Mrs. Silverstone klappte alles wie am Schnürchen. Diesmal war es Peter gelungen, rechtzeitig Bob zu alarmieren, als er sie ausgehertig die Treppe herunterkommen sah. Zur Abwechslung und aus Vorsicht nahmen sie Bobs Käfer und fuhren hinter Mrs. Silverstone her: auf derselben Strecke, auf der Peter ihr schon bis zu dem Kaufhaus in Los Angeles gefolgt war.

Jetzt standen die beiden jungen Detektive in dem Kaufhausgedränge unweit der Damentoilette, in der Mrs. Silverstone verschwunden war. »Ich hab' ein ganz komisches Gefühl im Bauch«, brummte Bob. Er hielt sich an einem Stand mit Bettwäsche fest, um vom Kundenstrom nicht mitgerissen zu werden.

»Du auch? Ich auch«, sagte Peter. Er sah auf seine Armbanduhr. »Schon acht Minuten. Mag ja sein, daß sie Verdauungsprobleme hat. Aber so lange?«

Die Tür der Damentoilette öffnete sich, und heraus kam eine alte Frau, die ein wenig gebeugt ging und krampfhaft ihre Einkaufstasche festhielt. Hinter ihr erschien eine sportliche junge Dame in langen blauen Hosen, einer weißen Bluse und mit kurzgeschnittenen blonden Haaren.

Bobs Blick fiel auf die Kordeln der großen grauen Tasche, die die junge Frau mit sich führte. Es war dieselbe violette Farbe wie bei den Kordeln an der schwarz und rot gemusterten Tasche, die Mrs. Silverstone bei sich trug. Er kniff die Augen zusammen und starrte der jungen Frau nach. Die Art, wie sie die Schultern hochzog, kam ihm bekannt vor.

»Das ist sie!« schrie er Peter an. Mit der einen Hand riß er an dessen Hosengürtel, mit der anderen zeigte er zur Rolltreppe, der die Frau zustrebte.

»Das ist wer?« brüllte Peter zurück und stieß Bobs Hand weg. Er war vollkommen verwirrt.

»Mrs. Silverstone!« Bob ließ den Gürtel los und packte dafür Peters Schulter. »Los, hinterher!«

»Du bist ja übergeschnappt!« rief Peter. Aber er war so durcheinander, daß er Bob folgte, der sich hastig an den vielen Menschenleibern vorbei Richtung Rolltreppe schob. Sie erreichten die obersten Stufen, als die Frau fast schon unten ankam. Ihre blonde Pagenfrisur war gut zu erkennen.

»Tatsächlich«, murmelte Peter. »Du hast recht. Das ist eine Verkleidungskünstlerin. Und ihre Tasche hat sie einfach umgestülpt.«

»Genau«, erwiderte Bob. »Na warte. Jetzt kriegen wir heraus, wozu das alles gut ist.«

Beinahe hätten sie sie aus den Augen verloren, denn als sie sich im Erdgeschoß dem Ausgang entgegenkämpften, war Mrs. Silverstone plötzlich wie vom Erdboden verschwunden.

Die beiden Jungen prallten fast gegen eine Verkäuferin, entschuldigten sich ein paar Mal, allerdings ziemlich flüchtig, und dann standen sie im Freien. Drüben wartete der rote Chevy von Mrs. Silverstone. Von ihr war weit und breit nichts zu sehen. Bob lief ein paar Schritte vor und spähte in alle Himmelsrichtungen.

»Da hinten!« Wieder streckte er die Hand aus. Er zeigte zu einem Ausgang, der vom Parkplatz weg direkt zu einer Busstation führte. Sie liefen ihr nach und waren ihr bald so nah auf den Fersen, daß Peter meinte, sie sollten mehr zurückbleiben. »Wenn sie sich umdreht, erkennt sie uns.«

Aber Mrs. Silverstone tat nichts dergleichen. Kaum war sie an der Haltestelle angekommen, bremste auch schon ein Bus.

»Flower Street« stand auf dem Richtungsschild. Was sie jetzt tun mußten, hatten die beiden Detektive oft genug in Filmen gesehen. Es war nämlich ein Fehler, zusammen mit der verfolgten Person einfach einzusteigen. Ganz raffinierte Zeitgenossen, die ihre Verfolger abschütteln wollten, würden einen der Wagen besteigen und im allerletzten Moment,

unmittelbar bevor sich die Türen schlossen, wieder aussteigen. Dann saßen die allzu leichtsinnigen Verfolger in der Falle und mußten gegen ihren Willen mindestens bis zur nächsten Station fahren. In einem Film hatten sie kürzlich gesehen, wie der Gangster den wutschnaubenden Fahndern noch richtig höhnisch zugewinkt hatte, ehe er auf dem gegenüberliegenden Gleis in die entgegengesetzte Richtung davonfuhr.

Entweder kannte Mrs. Silverstone solche Tricks nicht oder sie glaubte, sie nicht nötig zu haben. Jedenfalls setzte sie sich auf den nächstbesten freien Platz, holte eine Zeitung hervor und vertiefte sich in die Lektüre.

Peter und Bob beobachteten das alles aus sicherer Entfernung. Nach der dritten Haltestelle faltete Mrs. Silverstone die Zeitung zusammen und ging zur Tür. Wenig später marschierte sie wieder vor Bob und Peter her, mit diesen typischen hochgezogenen Schultern.

»Da muß man schon sehr genau hinsehen«, sagte Bob leise. »Ohne unseren geschulten Blick könnten wir das nicht erkennen.«

»Eigenlob stinkt«, antwortete Peter und knuffte den Freund in die Seite. Bald standen sie vor der Fassade des ›Queen‹, des zweitgrößten Hotels in Los Angeles. Mrs. Silverstone schritt, als wäre sie täglich hier, auf die Drehtür zu. Und als auch Bob und Peter dieses Hindernis überwunden hatten und sich in der riesigen Lobby nach ihr umsahen, da war Mrs. Silverstone endgültig nicht mehr da.

»Aber das gibt es doch nicht«, rief Peter verzweifelt und raufte die Haare. »Sie kann sich doch nicht in Luft auflösen.« Er schlug ein paar Haken um die Grüppchen, die hier beieinanderstanden. Aber Mrs. Silverstone, die Verkleidungskünstlerin, blieb verschwunden. Die beiden Detektive brauchten ein paar Minuten, um über den Mißerfolg hinwegzukommen.

»Aber wir wissen ja jetzt, daß da etwas faul ist«, sagte Bob schließlich. »Wenn sie nichts Unrechtes vorhätte, würde Mrs.

Silverstone wohl kaum einen anderen Menschen aus sich machen.«

»Sehr scharfsinnig.« Peter nickte. »Darauf bin ich auch schon gekommen.« Er war immer noch ein bißchen sauer. Wie Anfänger waren sie abgehängt worden!

»Warte hier, ich bin gleich zurück.« Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er in die nächste Telefonzelle und rief in Amandas Hotel an. »Ich möchte Mr. Jonas sprechen«, sagte er mit verstellter Stimme, als sich Linda am Empfang meldete.

Während er noch mit Peter telefonierte, faßte Justus einen Entschluß. Als sie fertig waren, hängte er auf und ging hinüber zum Lift. Er fuhr ins oberste Stockwerk und steuerte auf Amandas Wohnung zu. Er hatte bereits die Hand gehoben, um anzuklopfen, als er sich entschied, die Herrin des Hauses aus dem Spiel zu lassen.

Er kehrte um und ging zu einem der Haustelefone, die in dem kahlen Flur hingen. Dort wählte er die Nummer der Rezeption.

»Amandas Old Star«, meldete sich Lindas Stimme.

»Hallo, Linda, ich bin's, Justus. Tu mir einen Gefallen und komm zu mir rauf in den dritten Stock. Ich glaube, hier haben wir ein Problem mit dem Licht.« Ehe sie antworten konnte, hängte Justus auf. Er wartete, bis sich die Aufzugtür schloß. Dann stieg er ohne Eile im Treppenhaus zum Erdgeschoß hinunter. Vorsichtig öffnete er die Tür. Die Rezeption war leer. Brave Linda, dachte Justus. Nirgends ließ sich eine Menschenseele blicken. Justus ging zu dem Schlüsselbrett, das am Empfang hing, und schon hatte er den Schlüssel von Zimmer 104 in seiner Hosentasche versenkt. Durch das Treppenhaus stieg er in den ersten Stock, und ein paar Sekunden später stand Justus im Zimmer von Mrs. Silverstone.

Das erste, was ihm ins Auge stach, war der Safe. Ein schwerer, grüngrauer Kasten, an der Tür vorn mit einem Rad. Justus hätte zu gern den Code gekannt und einen Blick hineingewor-

fen. Statt dessen legte er sich flach auf den Bauch, um unter Mrs. Silverstones Bett nachzusehen. Aber da gab es nichts.

Aufschlußreich hingegen war die Betrachtung des Kleiderschranks. Justus verstand zwar nicht viel von Damenmode, jedoch fiel ihm sofort die Verschiedenartigkeit der Kleider auf, die eigentlich zwei Frauen gehören mußten. Links hingen dunkle und geblünte Sachen von der etwas altmodischen Art, wie Mrs. Silverstone sie zu tragen pflegte. Sie erinnerten ein wenig an die Garderobe von Tante Mathilda. »Nach dem letzten Schrei – das ist jetzt vorbei«, reimte sie seit ein paar Jahren und setzte dazu ein etwas süßsaures Gesicht auf. Onkel Titus war es gerade recht, wenn sich die Ausgaben seiner Frau für modische Anschaffungen in engen Grenzen hielten.

Auf der anderen Seite in Mrs. Silverstones Schrank gab es eine reiche Sammlung von farbenfrohen Blusen, sportlichen Pullis und zierlichen Jeans. Vorn auf dem Boden des Schranks fand Justus eine Reihe von Schuhen, die eher zu der Mrs. Silverstone paßten, die Justus kannte. Dahinter, beinahe versteckt, entdeckte er zwei Paar Turnschuhe, das Neueste vom Neuen.

Einen Augenblick lang stand Justus unschlüssig vor einer Kommode mit vielen Schubladen. Er zupfte an seiner Lippe. Eigentlich war es nicht mehr nötig, noch weiter in Mrs. Silverstones Privatsphäre einzudringen. Justus wußte genug. Er schlüpfte aus dem Zimmer und ging hinunter zur Rezeption.

Linda empfing ihn mit einem vorwurfsvollen Augenaufschlag. Aber bevor sie etwas sagen konnte, rief er schon, da sei sie ja endlich, er habe sie im ganzen Haus gesucht, nachdem sie oben im dritten Stock einfach nicht aufgetaucht sei. Linda widersprach heftig, aber Justus meinte beschwichtigend, dann habe man sich eben verpaßt. Er stand direkt vor ihr, hinter dem Tresen und fingerte unauffällig den Schlüssel von Zimmer 104 wieder ans Schlüsselbrett.

Während die schüchterne Linda noch schwankte, ob sie be-

leidigt sein sollte, wandte sich Justus zum Gehen. Aus den Augenwinkeln entdeckte er, daß er den Schlüssel an die falsche Stelle gehängt hatte.

»Was hat denn der Schlüssel von 104 auf dem Platz von 106 zu suchen?« fragte er laut, schnalzte tadelnd mit der Zunge, brachte den Schlüssel an die richtige Stelle und marschierte in die Küche zu Georgette. »Und was gibt es heute abend Gutes?« rief er schon von weitem. Diesmal war er es, der überlegte, ob diese Detektivarbeit nicht doch ein ganz kleines bißchen den Charakter verdarb. Und daß es auch kein Wunder wäre, wenn Linda ihn nicht leiden konnte. Wenn diese ganze Geschichte vorüber war, würde er sie aufklären. Darüber, daß er ja doch ein prima Kerl war.

»Guten Tag, Justus.« Er drehte sich um und stand vor Amanda Black, die aus dem Nichts aufgetaucht sein mußte. Sein Blick fiel auf ihre Hände und wanderte von dort zu Amandas Handgelenken und Hals. Sie sah grotesk aus: Über und über war sie mit Schmuck behängt.

Justus winkte sie mit einer Geste vor die Tür. Nach kurzer Zeit kam sie ihm nach. Offenbar hatte sie bemerkt, was ihm aufgefallen war. »Ich werde diesen Verbrechern keine weitere Gelegenheit mehr geben, mich zu bestehlen. Also trage ich meinen ganzen Schmuck, bis wir sie entlarvt haben und sie hinter Schloß und Riegel sitzen.« Ihre Augen blitzten wie die kleinen Diamanten an ihrer Halskette.

Justus verzichtete darauf, ihr zu widersprechen, obwohl es ihn gereizt hätte. Denn richtige Diebstähle hatte es ja bisher gar nicht gegeben. »Gut, daß ich Sie treffe, Mrs. Black«, sagte er. »Gestern kam ich an Mrs. Silverstones Zimmer vorbei, und weil die Tür offenstand, konnte ich sehen, daß sie einen Safe in der Ecke stehen hat. Gibt es noch andere Zimmer mit einem Safe?«

»Nein«, erwiderte Amanda, »warum?«

»Ach, nichts. Ich frage mich nur, warum gerade Mrs. Silver-

stone das Zimmer mit dem Safe hat.«

»Ganz einfach. Weil sie es immer bekommt, wenn sie bei mir wohnt.«

»Und wie lange tut sie das schon?«

Amanda überlegte. »Sechs Jahre, schätze ich. Oder acht.«

»Ich meine, seit wann wohnt sie in diesem Jahr bei Ihnen?«

»Seit gut drei Wochen, wenn ich nicht irre.«

»Und Sie geben ihr jedes Mal dieses Zimmer?«

»Immer.«

»Erinnern Sie sich noch, wie es ganz am Anfang dazu kam?«

»Aber junger Mann«, rief Amanda, raffte den Schal um ihren Hals und breitete die Arme aus. »Wie soll ich denn das heute noch wissen?«

»Gewiß«, sagte Justus, deutete eine Verbeugung an und ging zu Georgette in die Küche. Schließlich war ihm nicht entgangen, daß sie dabei war, einen ihrer wundervollen Kuchen zu backen.

Mord bis Seite 20?

Aber kaum hatte er die Pendeltür hinter sich gelassen und den verführerischen Geruch aus Georgettes Backofen aufgenommen, hörte er Stimmengewirr aus der Eingangshalle.

»Das geht nun doch entschieden zu weit!« trompetete eine Männerstimme. »Wird denn in diesem Hause alles gestohlen, was nicht niet- und nagelfest ist?«

Justus streckte den Kopf zur Tür hinaus, und da sah er auch schon Mr. Garfield gestikulierend vor Linda stehen. Die arme Linda! dachte er. Sie muß alles ausbaden. Hilflös sah sie an Garfield hoch, der in seiner Erregung ständig an seiner Fliege zupfte. Dabei war ihr Sitz wie immer perfekt. »Nur gut, daß ich mein Geld herausgenommen habe. Da hatte ich wohl so etwas wie einen sechsten Sinn.« Garfield erspähte Justus und war froh, einen neuen Adressaten für sein Klagelied gefunden zu haben. »Meine Brieftasche ist weg!« rief er, während seine Hand immer wieder vergeblich in die Innentasche seines Jackets fuhr. »Einfach fort! Unglaublich!«

»Was war denn drin?« wollte Justus wissen.

»Meine Papiere! Mein Führerschein! Wichtige Dokumente! Lauter Dinge, mit denen diese Verbrecher doch gar nichts anfangen können!« Garfield schien der Verzweiflung nahe, und Justus konnte es sich nicht verkneifen, eine etwas verächtliche Grimasse zu ziehen. Einen Kriminalschriftsteller stellte er sich jedenfalls ganz anders vor. Garfield machte keineswegs einen souveränen Eindruck. Die Vorstellung, die er hier gab, wurde auch nicht viel besser dadurch, daß er diesmal wenigstens nicht dauernd »Müssen Sie wissen« sagte, wie in der Pizzeria in Rocky Beach.

Die Schwingtür öffnete sich, und Mr. Simpson kam herein. Natürlich interessierte er sich sofort sehr für den Schicksalsschlag, der seinen Tischnachbarn getroffen hatte. Aufmerksam hörte er die Geschichte an und schlug dann vor, auf Garfields

Zimmer zu gehen und nach der Brieftasche zu suchen. »Sie wissen doch selbst, alter Freund«, verkündete er etwas von oben herab, »in neun von zehn solcher Fälle findet man die Brieftasche in einem anderen Jackett wieder.«

Garfield zeigte sich dankbar, in seiner Not einen Helfer gefunden zu haben.

»Übrigens«, sagte Simpson vernehmlich und tippte dabei mit dem Zeigefinger an die Stirn, wie es Leute tun, wenn sie anderen zu verstehen geben wollen, wie clever sie sind, »mir könnte das nicht passieren, bestohlen zu werden. Ich Sorge dafür, daß niemand das findet, was für mich wichtig ist.« Dann klopfte er mit der rechten Hand auf seine Brusttasche.

Als Justus zehn Minuten später wieder an der Rezeption vorüberkam, waren die beiden schon zurückgekehrt und offenbar bester Stimmung. »Sehen Sie, Justus«, Simpson nahm Garfield eine elegante Brieftasche aus braunem Leder aus der Hand, »da ist das gute Stück. In der Schublade vom Nachttisch hatte Mr. Garfield sie vergessen.«

Beim Abendessen gab es schon wieder Aufregung. Denn plötzlich, während sie ihr Dessert aus Bananeneis löffelte, schob Mrs. Green die Glasschale beiseite. »Mir ist schlecht«, hörte Justus sie sagen, und schon rannte sie, mit der Hand vor dem Mund, quer durch den Speisesaal zu den Toiletten.

Die Kinder sahen ihrer Mutter mit großen Augen nach.

»Macht euch keine Sorgen«, sagte Mr. Green, »Mama wird bald zurück sein.« Aber Justus merkte ihm an, wie unwohl er sich fühlte. Er fragte ihn, ob er einen extra starken Kaffee wünschte. Mr. Green nahm dankbar an.

Als seine Frau wieder auftauchte, war sie richtig grün im Gesicht. Sie schien ein wenig zu schwanken und ließ sich erschöpft auf ihren Stuhl fallen.

»Kann ich etwas für Sie tun?« fragte Justus teilnahmsvoll.

»Das können Sie«, hauchte Mrs. Green mit matter Stimme. Und dann meinte sie, jemand habe das Essen vergiftet und sie

sei das Opfer eines Anschlags geworden. »Denken Sie nur an das Zimmer von Mr. Simpson«, flüsterte sie zum Schluß.

Plötzlich stand Amanda neben ihr. Sie rang die Hände, denn sie schien zu ahnen, daß neues Ungemach auf sie zukam.

»Was haben Sie denn, Mrs. Green?« Aber die schüttelte bloß schwach den Kopf und war nicht imstande, alles zu wiederholen.

Und dann beugte sich Hartford über sie. »Verzeihen Sie, wenn ich mich einmische«, sagte er. »Ich sehe, es ist Ihnen nicht gut. Wenn Sie erlauben, bringe ich Sie auf ihr Zimmer und untersuche Sie.« Er richtete sich ein wenig auf. »Ich bin Arzt.«

Justus blieb der Mund offenstehen. Für einen Mediziner hätte er Hartford niemals gehalten. Eher für einen pensionierten Steuerinspektor oder Physiklehrer.

Hartford geleitete Mrs. Green nach oben, im Schlepptau ihren hilflos wirkenden Mann und dahinter die drei Kinder.

Tim, der freche rothaarige Sohn der Familie, sah reichlich erschrocken aus. Trotzdem rief er mehrfach »Gift im Eschen! Gift im Eschen!«, bevor er mit den anderen verschwand.

Eine knappe Viertelstunde später kam Hartford zurück. Er schlängelte sich an Justus vorbei, der gerade Mr. Simpson einen Whiskey servierte, zu Amanda, die mit Simpson und Garfield am selben Tisch saß. Hartford fragte, ob er sie kurz sprechen könne, und Amanda stand mit einem Seufzer auf, um ihm nach draußen zu folgen.

Es dauerte einige Zeit, bis die beiden wieder im Speisesaal erschienen. Diesmal war es Hartford, der eine Ansprache an die Gäste hielt. »Meine Damen und Herren«, rief er, »ich darf Ihnen mitteilen, daß keinerlei Grund zur Beunruhigung besteht! Sie sehen ja, bisher ist Mrs. Green die einzige, der übel geworden ist. Wäre das Essen nicht in Ordnung gewesen, müßten mehrere von uns ähnliche Symptome haben, denn wie ich weiß, haben andere Gäste das gleiche Menü zu sich genom-

men. Mrs. Green war heute nachmittag in der Stadt und hat dort ein Eis gegessen. Sehr wahrscheinlich war das verdorben.«

Während Hartford sprach, beobachtete Justus Amanda. Sie war blaß, und ihre Finger fuhren unruhig auf dem Tisch hin und her. Viele solcher Reden hält das beste Hotel nicht aus, dachte Justus. Amanda tat ihm leid. Dann kam ihm Lys in den Sinn. Nachmittags hatte sie angerufen und gefragt, wie weit die drei ??? mit diesem rätselhaften Fall denn nun waren.

Ingeheim setzte er sich eine Frist. In zwei Tagen mußte die Sache aufgeklärt sein.

An diesem Abend blieben nach dem Essen noch zwei Herrschaften länger im Restaurant sitzen: Matt Garfield und Edward Simpson. Michael, Georgette, Henry und Linda waren verschwunden, und Justus blieb nichts anderes übrig, als die beiden Männer mit Getränken zu versorgen. Aber es machte ihm nichts aus, im Gegenteil, allmählich fand er Spaß daran, die Ohren zu spitzen und möglichst viel von dem aufzuschnappen, was die beiden von sich gaben. Garfield und Mr. Simpson führten nämlich eine gepflegte Unterhaltung – über Kriminalromane.

Da er ja selber solche Bücher verfaßte, wie er behauptet hatte, legte sich Garfield am heftigsten ins Zeug. Lautstark stellte er die These auf, ein moderner Kriminalroman müsse spätestens bis Seite 20 einen handfesten Mord aufweisen. »Sonst schläft doch der Leser ein, müssen Sie wissen«, posaunte er.

Simpson leistete tapferen Widerstand. »Ich glaube einfach nicht«, sagte er und fuhr mit der Hand über seine Glatze, »daß es immer nur spannend sein kann, wenn es um Mord und Totschlag geht.«

Garfield rückte zum x-ten Mal seine Fliege zurecht, während er Justus heranwinkte. Der hielt sich immer diskret im Hintergrund. Von Zeit zu Zeit war er sogar in der Küche verschwunden, hatte aber immer darauf geachtet, mitzube-

kommen, wovon im Speisesaal gesprochen wurde. »Einen letzten Whiskey, junger Mann!« verlangte er. Justus runzelte die Stirn. Mit seinen bald siebzig Jahren war Garfield nicht mehr der Jüngste, und das war nun schon der dritte Whiskey. Beim nächsten, nahm Justus sich vor, würde er höflich, aber bestimmt Widerspruch einlegen.

»Glauben Sie mir, Edward«, sagte Garfield, »ich weiß, wovon ich rede. Ich schreibe ja selbst Kriminalromane. Die Leser wollen heutzutage starke Reize. Und wenn sie die nicht kriegen –« Er warf die rechte Hand in die Luft und ließ sie flach auf die Stuhllehne knallen. »– dann schalten sie den Fernseher ein. Da haben sie jede Menge davon.«

Simpson erwiderte nichts. Aber Justus glaubte so etwas wie Spott in seinen Augenwinkeln zu erkennen, als er sich mit Garfields Whiskey auf einem kleinen Silbertablett dem Tisch der beiden näherte. »Also ich jedenfalls«, sagte Simpson, »ich finde es viel wichtiger, daß man sich die Leute vorstellen kann, die in dem Buch vorkommen. Und spannend kann eine Geschichte auch sein, ohne daß es gleich Mord und Totschlag gibt.« Er lehnte sich zurück und verschränkte die Hände hinter dem Kopf. »Es muß doch nicht immer so spektakulär zugehen. Beispielsweise könnte ich mir vorstellen –« Er stockte.

»Was könnten Sie sich vorstellen?« wollte Garfield wissen.

»– daß man ein sehr spannendes Buch über die seltsamen Ereignisse in diesem Hotel schreiben könnte.«

»Tatsächlich?« fragte Garfield. Wie er jetzt dreinsah, fand Justus, hatte er wieder eine äußerst starke Ähnlichkeit mit Einstein. Die runde Brille, die schulterlangen weißen Haare, die vielen kleinen Runzeln im Gesicht – wenn Justus wieder bei Tante Mathilda und Onkel Titus war, würde er im Lexikon noch einmal dieses berühmte Foto von Einstein studieren.

»Tatsächlich«, stellte Simpson fest. Dabei fuhr er mit der Hand wieder über seinen kahlen Schädel. Dann starrte er die Hand an. Sein Blick wanderte von der Hand zur Decke hinauf.

Justus sah, wie Garfield Simpsons Blick folgte, und dann entdeckte auch er die Bescherung.

»Da tropft etwas«, sagte Simpson lakonisch und stieß seinen Stuhl zurück. Im Aufstehen wies er auf den großen grauen Fleck an der Decke, direkt über ihrem Tisch. An einer Seite hatte er schon fast die Wand erreicht. Justus fand, daß das sehr häßlich aussah. Er machte ein paar Schritte zu Simpson und Garfield. Über ihnen bildete sich schon der nächste Tropfen.

»Aber wieso haben Sie denn nichts bemerkt?« schnarrte Garfield Justus an und zerrte wieder an seiner Fliege. »Kommen Sie mit!«

Justus sparte sich eine Antwort und lief hinaus. Über dieser Stelle des Speisesaals, kombinierte er, mußte das Zimmer 179 liegen. Er schnappte sich den Schlüssel vom Brett und lief hinter Garfield und Simpson die Treppe hinauf in den ersten Stock.

»Wer wohnt hier?« Garfield stand vor der Tür und machte ein mißmutiges Gesicht. »Hört das denn nie mehr auf in diesem Haus?«

»Niemand«, sagte Justus. »Zur Zeit ist es frei.« Er steckte den Schlüssel ins Loch, drehte ihn um und zog mit zwei Griffen Schuhe und Strümpfe aus. Ein paar Sekunden später stand er bis zu den Knöcheln in einer Wasserlache, die den Flur von Zimmer 179 bedeckte. Er stieß die Tür zum Bad auf.

Es war ein stilles, friedliches Bild. Dennoch war er überrascht. Eigentlich hatte er eine randvolle und überlaufende Badewanne erwartet. Aber voll war nur das Waschbecken, und hinein ergoß sich ein zarter Strahl aus dem Hahn. An allen Seiten lief das Becken über. Justus schnappte sich das nächstbeste Handtuch und drehte den Hahn sachte um. »Vielleicht sind Fingerabdrücke dran«, brummte er. Und dann sah er, verzerrt und schwankend durch das Wasser, ein gelbes Etwas, das den Abfluß knapp unter dem Rand des Waschbeckens verstopfte.

Vorsichtig, ohne es herauszuziehen, tastete Justus unter Wasser nach dem Material. Es fühlte sich glatt und seifig an, wie Leder.

»Ich glaube, wir sollten da mit anfassen«, hörte Justus eine Stimme. Es war Simpson, auch er war barfuß. Er schien eine praktische Ader zu haben, denn er holte sämtliche Hand- und Badetücher von den Stangen, faltete sie auseinander und warf sie zu Boden. Dann begann er, eins nach dem anderen über der leeren Badewanne auszuwringen. Garfield stand direkt hinter Simpson und sah noch mürrischer aus als zuvor. Offensichtlich konnte er derartige Arbeiten nicht ausstehen.

Während Justus sich bückte, um eins der klatschnassen Tücher aufzuheben, beobachtete er Garfield aus den Augenwinkeln.

Dem war inzwischen die rettende Idee gekommen. »Irgend jemand«, sagte er und trat schon den Rückzug an, »muß ja schließlich die Hausherrin alarmieren.«

Amandas Geheimnis

Ein paar Minuten später tauchte Amanda Black auf. Sie hatte einen Morgenmantel umgeworfen und trug ihre langen Haare bis über die Hüfte. Sie schien schon geschlafen zu haben. In ihrer Miene lag Bestürzung. Hinter ihr kam Henry. Sein Gesicht war bedrohlich rot angelaufen.

»Aber das ist ja entsetzlich!« rief Amanda und rang die Hände, als sie Mr. Simpson im Bad von Zimmer 179 sah, der noch immer damit beschäftigt war, mit ein paar Baumwolltüchern das Wasser vom Boden aufzuwischen. Auch Henry blieb für einen Moment stehen wie vom Donner gerührt, ehe er Simpson stumm das Tuch aus der Hand nahm und es grimmig zwischen seinen breiten Händen zu einer Wurst verdrehte, daß Justus sich nicht gewundert hätte, wenn es zerrissen wäre. An Henrys Stirn war deutlich eine geschwollene Ader zu sehen, als er sich wieder hinunterbückte.

»Was ist denn hier los? Weiß man denn nicht, wie spät es ist?«

Justus erkannte die Stimme von Mrs. Hartford sofort. Natürlich, sie wohnte ja schräg gegenüber auf 182. Auch sie stand plötzlich im Flur, angetan mit einem langen weißen Nachthemd und einer dünnen Strickjacke.

»Es tut mir außerordentlich leid«, sagte Amanda.

Mrs. Hartford warf einen Blick in Zimmer 179, erfaßte allmählich die Situation und sagte nur: »Oh!«

Ein paar Minuten später waren nahezu alle Gäste und das im Hause untergebrachte Personal versammelt. Ganz zum Schluß kamen von den entgegengesetzten Enden des Flures auch Peter und Bob. Fast gab es kein Durchkommen für sie, denn die Hartfords und die Greens, die Köchin Georgette, Michael, die Herren Garfield und Simpson und die schüchterne Empfangsdame Linda versperrten ihnen den Weg.

»Was ist denn passiert?« Peter stand auf Zehenspitzen und

versuchte vergeblich, einen Blick in das Zimmer zu werfen.

»Er hat wieder zugeschlagen«, sagte Simpson, »Dieser Verbrecher!« rief Mrs. Hartford.

Bevor sich Peter genauer aufklären lassen konnte, was geschehen war, kamen Amanda und Henry von einer Besichtigung des Speisesaals zurück. »Da unten sieht es wirklich nicht schön aus«, sagte Henry mit bekümmelter Miene.

»Wir werden ihn so bald wie möglich renovieren«, ergänzte Amanda. Sie wirkte wieder hellwach und ging aufrecht, mit geradem Rücken. Bob mußte an Lys denken und die Bewunderung, mit der sie von Amanda gesprochen hatte. Bestimmt war sie ein Mensch mit lauter merkwürdigen Eigenheiten und oft ein bißchen hysterisch. Aber richtig umwerfen konnte sie offenbar nichts.

Jemand tippte Peter auf die Schulter. Er fuhr herum und starrte in das Gesicht von Mrs. Silverstone. Sie trug ein geblümtes Kostüm, das sie noch älter aussehen ließ als sonst. »Darf man erfahren, was hier geschehen ist?« Sie sah Peter ausdruckslos an. Dabei hielt sie die rechte Hand halb geöffnet hinter ihr Ohr.

»Jemand hat in diesem Zimmer absichtlich das Waschbecken verstopft und eine Überschwemmung angerichtet«, sagte Mrs. Hartford, bevor Peter antworten konnte. »In diesem Hotel muß man sich wirklich fürchten.« Und dann verkündete sie wieder, es wäre das beste abzureisen, bevor man selbst das Opfer eines solchen Attentats würde.

Unauffällig ging Peter um Mrs. Silverstone herum und betrachtete sie von hinten. Was er vor sich hatte, war zweifellos ein Meisterwerk der Verkleidungskunst. Hätte er nicht mit eigenen Augen gesehen, daß Mrs. Silverstone in Wahrheit eine sportliche, durchtrainierte Frau von etwa dreißig Jahren war – er würde die gut hundert Dollar auf seinem Sparkonto verwetten, daß so etwas nicht möglich sein konnte. Wie sie jetzt vor ihm stand, mit dem etwas gebeugten Rücken und der altmodi-

schen Garderobe, war sie ein vollkommen anderer Mensch als die Frau, die sie in Los Angeles verfolgt hatten.

Mrs. Silverstone trat an Amanda heran, die jetzt etwas abseits stand und leise auf Henry einsprach. »Haben Sie die Polizei alarmiert?«

»Polizei?« fragte Amanda halblaut zurück. »Warum sollte ich das tun? Damit werden wir allein fertig.« Mrs. Silverstone tat so, als habe sie nicht verstanden, und kam noch ein bißchen näher an Amanda heran. Unter den übrigen Gästen erhob sich ein Gemurmeln. Aber bevor jemand etwas sagen konnte, hatte Amanda schon auf dem Absatz kehrtemacht, mit großer Geste ihren Schal um den Hals geworfen und sich zusammen mit Henry entfernt. Justus ließ eine Minute verstreichen, damit es nicht auffiel, dann folgte er den beiden.

Zwei Minuten später stand er vor Amanda, die diesmal nicht hinter ihrem Schreibtisch thronte, sondern in einem bequemen Ledersessel Platz genommen hatte. Der neue Zwischenfall schien sie mehr mitgenommen zu haben, als sie sich vor den Gästen anmerken lassen wollte.

Justus hatte sich vorgenommen, schnurstracks auf sein Ziel loszumarschieren. »Mrs. Black«, sagte er, »ich bitte Sie um eine ehrliche Antwort. Wie weit ist dieses Hotel vom Bankrott entfernt?«

Zuerst reagierte Amanda in ihrer Verblüffung überhaupt nicht, aber dann schnappte sie nach Luft vor Empörung. »Vom Bankrott?« rief sie und warf das Ende ihres Schals so ausladend über die Schulter, daß er sich beinahe um den Rittersmann gewickelt hätte. »Wie kommen sie denn darauf?«

»Ich muß Sie bitten, mir keine Gegenfragen zu stellen, sondern meine Fragen zu beantworten.« Justus guckte stur geradeaus und verzog keine Miene. »Wir können Ihnen sonst nicht helfen«, setzte er versöhnlich hinzu.

»Helfen?« fuhr Henry dazwischen. »Bis jetzt habt ihr uns überhaupt noch nicht geholfen, ihr großen Detektive.«

Sein Zwischenruf schien Amanda Black wieder auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt zu haben. Eine davon war schließlich, daß sie persönlich auf Empfehlung ihrer Freundin Lys de Kerk diese beiden jungen Leute engagiert hatte. Sie sah Justus nachdenklich an und ignorierte Henrys Aufregung. »Ich baue auf Ihre Diskretion«, sagte sie. »Das Hotel geht schlecht. Es ist noch nicht pleite. Aber wenn sich nichts ändert, dann wird es über kurz oder lang so weit sein.«

»Wer weiß davon?« fragte Justus.

»Ich fürchte, einige. Und wer es nicht weiß und etwas von der Sache versteht, der kann es sich ausrechnen.«

»Haben Sie schon einmal daran gedacht, das Hotel zu verkaufen?«

»Schon oft. Aber jedesmal verwerfe ich diesen Gedanken sofort wieder.«

»Warum?«

»Ich hänge dran.« Sie lächelte. »Ich bin eine große Romantikerin. Und außerdem bin ich gewohnt zu kämpfen.«

»Das finde ich sehr schön«, sagte Justus. »Aber mit Romantik und Kampfgeist allein wird das ›Old Star‹ nicht überleben.«

»Was Sie nicht sagen, junger Mann«, erwiderte Amanda. »Das weiß niemand besser als ich.«

Justus sah sie ratlos an. Er hatte das Gefühl, nicht weiterzukommen und hier überflüssig zu sein. Amanda wußte mehr, als sie sagte, das stand fest. Er spürte, daß er wütend wurde.

Sie schien zu bemerken, was in ihm vorging, denn als er sich an der Tür noch einmal zu ihr umdrehte, da sah es so aus, als wollte sie doch noch etwas sagen. Aber dann behielt sie es für sich, und Justus verschwand. Etwas lauter als üblich ließ er die Tür hinter sich ins Schloß fallen.

Er ging auf sein Zimmer und öffnete das Fenster. Draußen war eine herrliche laue Sommernacht. Tief atmete er die Luft ein. Dann kam Justus eine Idee. Er griff nach der Badehose, rannte die Treppen hinunter, warf sich mit einem Kopfsprung,

den sogar Bob ganz passabel gefunden hätte, in den Swimmingpool und schwamm so lange, bis er vollkommen außer Puste war.

Ächzend kletterte er aus dem Becken. Gleich dahinter lag sein Handtuch. Flüchtig trocknete er sich damit ab, dann breitete er es aus und ließ sich darauf fallen. Die Hände hinter dem Kopf verschränkt, blinzelte er zu den Sternen hinauf. Lange nicht mehr hatte er einen so schönen Sternenhimmel gesehen. Dieser unglaubliche, verwirrende Anblick wäre sicher etwas für Amanda gewesen, die ja eine große Romantikerin war.

Der Mond verschwand für einen Moment hinter einer winzigen Wolke. Justus spürte eine wohlige Müdigkeit in sich aufsteigen und schloß die Augen. Plötzlich stand das Bild von Mrs. Silverstone vor ihm, aber bevor er richtig anfangen konnte, über sie nachzudenken, hörte er Schritte auf dem Kiesweg.

Justus hielt den Atem an. Er wagte nicht einmal, den Kopf zu heben. Die Schritte kamen näher.

Aber dann war wieder alles still. Noch ein paar Sekunden wartete Justus, dann stützte er sich sachte auf und spähte vorsichtig über den flachen Rand des Swimmingpools hinweg in die Nacht. Deutlich konnte er die schwarze Gestalt sehen, die nur ein paar Meter von ihm entfernt auf der anderen Seite des Beckens in Richtung der Bäume ging. Geräusche machte die Gestalt nicht, abgesehen davon, daß sie kaum hörbar eine Melodie sumnte – das Lied vom ›Yellow Submarine‹, dem gelben Unterseeboot, das die Beatles weltberühmt gemacht hatten.

Es war ein Mann, der, die Hände auf den Rücken gelegt, offenbar gut gelaunt einen nächtlichen Spaziergang im Park seines Hotels unternahm: Edward Simpson. Justus sah ihm nach. Zweimal blieb Simpson stehen, schaute zum Sternenhimmel hinauf und verharrte so einige Zeit, als dächte er über

etwas besonders Schwieriges nach. Schließlich verschwand er hinter der Baumreihe.

Justus merkte, daß er fror. Er schlüpfte in seine Jeans und streifte sich das T-Shirt über. An seiner Lippe zupfend, stand er am Swimmingpool. Sollte er Simpson nachgehen? Aber warum einen harmlosen nächtlichen Spaziergänger verfolgen? Und was konnte er Simpson sagen, wenn sie hinter den Bäumen zusammenstießen? Kurzentschlossen packte er seine nasse Badehose und die Handtücher und ging ins Hotel zurück. Eine Viertelstunde später kam Justus Jonas dazu, endlich von Mrs. Silverstone zu träumen. Jetzt war sie nicht viel älter als er selbst. Von unten aus dem Swimmingpool winkte sie zu Justus hinauf, der am Fenster seines Zimmers stand. Sie tauchte unter und wieder auf und lachte mit ihren weißen Zähnen, die gut zu den vielen hellen Sternen paßten.

Das wiederholte sich mehrfach, bis auf einmal Tim Green auf einer spiralförmigen Rutsche ins Wasser raste. Dabei rief er immerfort: »Uhr im Wäscher!« Schlafend wunderte sich Justus, weil es eine solche Rutsche am Swimmingpool gar nicht gab.

Flucht im Hotel

Als Justus sein Spiegelbild im polierten Messing des ›Carlton‹ sah, stutzte er kurz. Diese schwarzen Locken, fand er, standen ihm einfach nicht. Nur gut, daß Lys ihn so nicht sehen konnte.

Und dieser Schnurrbart! Justus schüttelte sich. Aber seinen Zweck erfüllte er – bestimmt hätten ihn nicht einmal Onkel Titus und Tante Mathilda erkannt.

Ein dicker blauer Teppich verschluckte seine Schritte, als er das imposante Foyer betrat. Dicke Säulen, an denen sich Efeuranken schlängelten, reichten zu einer mit geometrischen Goldmustern verzierten Decke. Mit Strahlern und großen schweren Kristallütern wurde sie raffiniert ausgeleuchtet. Justus schnalzte mit der Zunge. Amandas Villa war ja schon nicht schlecht eingerichtet, aber was er hier zu sehen bekam, schlug das kleine, feine Hotel am Pazifik um Längen.

An der Stirnseite der Halle standen einige Reisende an der kunstvoll geschnitzten Rezeption aus dunklem Holz. Daneben waren hinter einem verschnörkelten Schmiedeeisengitter die Kasse und ein Theaterkartenschalter untergebracht. In dem Bistro gleich rechts neben zwei eleganten Boutiquen verschwand gerade Mrs. Silverstone. Justus beeilte sich, um sie nicht aus den Augen zu verlieren. Linker Hand, vor den Aufzügen, saß einer dieser Sicherheitsleute, die die großen Hotels engagierten, damit sie den Gästen das Gefühl gaben, niemand könne unbefugt die Stockwerke mit den Zimmern betreten.

Im Vorübergehen überlegte Justus, wie wohl Mrs. Silverstone an diesem Hindernis vorbeikommen würde. Und dann fiel ihm ein, daß er selbst es auch irgendwie überwinden mußte.

Als er das Bistro betrat, schwang sich Mrs. Silverstone gerade auf einen Barhocker. Er hätte sie berühren können, als er hinter ihr her rund um die kleine Bar ging. Wieder konnte er kaum glauben, daß er Mrs. Silverstone vor sich hatte, so wenig Ähnlichkeit hatte diese sportliche Frau auf dem Barhocker mit

dem unscheinbaren Gast im ›Old Star‹.

Justus setzte sich an einen kleinen runden Tisch, von dem aus er sowohl die Bar als auch die Hotelhalle überblicken konnte.

Dann bestellte er einen Tee und die ›Los Angeles Times‹.

Mrs. Silverstone bekam eine Tasse Kaffee serviert und begann, scheinbar gedankenverloren darin herumzurühren. Justus hatte das Gefühl, daß sie ganz genau wußte, was sie wollte. Sie schien vollkommen gelassen, fast gelangweilt. Wie ein Raubtier, dachte Justus, das sein Revier kennt und majestätisch beherrscht. Er hatte das Gefühl, daß sich die Situation in Sekundenschnelle ändern konnte.

Er tat, als vertiefe er sich in die Zeitung. Auf der ersten Seite wurde der Beschluß der Regierung gelobt, endlich eine Krankenversicherung für jeden Amerikaner einzuführen. Fast hätte er sich durch die Lektüre ablenken lassen. Aber dann bekam er gerade noch mit, wie Mrs. Silverstone plötzlich von ihrem Hocker glitt und mit schnellen Schritten das Bistro verließ. Justus sprang auf, warf ein paar Münzen auf den Tisch und ging ihr nach.

In der Mitte der Halle blieb sie stehen. Justus folgte ihrem Blick. Scharf fixierte sie einen Mann mit Aktenkoffer, der gerade an der Rezeption seinen Zimmerschlüssel abgab. Kaum wandte sich der Mann von der Rezeption ab, winkte ihm Mrs. Silverstone zu und ging ihm entgegen. Sie sprach ihn an, er erwiderte etwas, sie redete erneut auf ihn ein.

Schließlich ging der Mann weiter, und Mrs. Silverstone steuerte zielstrebig die Rezeption an.

Leise pffiff Justus durch die Zähne, als er sah, wie die junge Dame hinter der Theke anstandslos einen Zimmerschlüssel herausrückte. Auf dem Weg zu den Aufzügen kam Mrs. Silverstone geradewegs auf ihn zu. Als sie auf seiner Höhe war, drehte er sich um und ging mit ihr zusammen auf den Sicherheitsmann zu.

Mit einer lässigen Handbewegung ließ Mrs. Silverstone den

Uniformierten einen Blick auf den Schlüssel werfen. Justus begnügte sich damit, dem Mann ein freundliches Nicken zu schenken. Es klappte. Offenbar wurden sie für ein Pärchen gehalten.

Als sie, fast Schulter an Schulter, vor einem der acht Aufzüge standen, nickte Justus auch Mrs. Silverstone freundlich zu. Sie sah ihm voll ins Gesicht. Der Erste Detektiv hielt den Atem an. Aber sie zeigte keinerlei Reaktion. Die Maskerade bewährte sich.

Eine Glocke kündigte die Ankunft des Aufzugs an. Sie stiegen gemeinsam mit zwei älteren Paaren und einer Familie ein.

Justus atmete einmal tief durch. Erst jetzt spürte er seine feuchten Handflächen. Im zehnten Stock verließ die Familie den Lift. Mrs. Silverstone stieg im zwölften aus.

Justus ließ ihr einen kleinen Vorsprung und schlüpfte im letzten Moment ebenfalls aus dem Aufzug. Er sah ihre blonde Haarpracht gerade noch im Gang links um eine Ecke verschwinden. Auch hier lag ein dicker blauer Teppichboden, der die Schritte unhörbar machte. Mit ein paar Sätzen sprang Justus bis zu der Ecke, hinter der sie verschwunden war. Vorsichtig spähte er in den Gang. Er war leer.

»Das darf doch nicht wahr sein«, stöhnte er leise. So knapp vor dem Ziel! Er schlich den Flur entlang. Sie konnte ja unmöglich weit gekommen sein in den paar Sekunden.

Nach ein paar Metern führte ein schmaler Gang zu zwei etwas abseits liegenden, offenbar besonders geräumigen Zimmern.

Justus zupfte an seiner Lippe und überlegte. Es gab zwei Möglichkeiten: Die eine war, gar nichts zu unternehmen, bis sie fertig war und aus einer der beiden Türen wieder herauskam. »Oder ich klopfe einfach«, murmelte er. Aber dann wurde ihm klar, daß das zu Komplikationen führen konnte. Womöglich würde sie versuchen, aus dem Fenster zu klettern. Oder sich stundenlang in dem Zimmer verschanzen. Daß Unwahr-

scheinlichste war jedenfalls, daß sie öffnen und sagen würde: »Schade, daß Sie mich auf frischer Tat ertappt haben, ich gestehe alles, hier ist die Beute.«

Er sah sich um und entdeckte einen winzigen Nebenraum, in dem ein mannshoher Eisautomat stand. Die Nische dahinter bot ein ideales Versteck. Justus ging in die Hocke. Wenn er den Kopf etwas nach vorn streckte, hatte er die Türen von beiden Zimmern im Blickfeld und blieb selbst doch fast unsichtbar.

Es dauerte knapp zehn Minuten, bis die linke Tür aufging und Mrs. Silverstone herauskam. Einen Moment blieb sie stehen und warf einen Blick zurück. Dann zog sie die Tür zu, steckte den Schlüssel in ihre Jackentasche und wandte sich zum Gehen.

Das war der günstige Augenblick, auf den Justus gewartet hatte. Mit einem Satz sprang er auf und verbaute ihr in dem schmalen Gang den Weg. Es gab kein Vor und kein Zurück für sie.

Sie sahen sich wortlos an. Aber Justus konnte sehen, daß Mrs. Silverstone heftig errötete.

»Das Spiel ist aus«, sagte Justus.

Zuerst tat sie gar nichts. »Na schön«, sagte sie dann und senkte resigniert den Kopf. Justus rührte sich nicht vom Fleck. »Und wer sind Sie, wenn ich fragen darf?«

Justus hätte Mrs. Silverstone gleich bei den Hoteldetektiven des »Carlton« abliefern können. Aber er hatte andere Pläne mit seiner Gefangenen.

»Später«, sagte er. »Wir nehmen die Treppe.« Sie sah ihn verblüfft an. »Und denken Sie daran: Flüchten ist zwecklos.«

»Schon gut«, sagte Mrs. Silverstone. Er ließ ihr den Vortritt.

Sie marschierten durch den Flur bis zu der Tür mit dem Notausgang-Zeichen. Höflich stieß Justus ihr von hinten die Tür auf, und sie begannen den Abstieg durch das kahle, schlecht beleuchtete, etwas muffige Treppenhaus.

Mrs. Silverstones gute Vorsätze, wenn sie überhaupt welche

hatte, hielten nur acht Stockwerke. Als sie im vierten angekommen waren, verpaßte sie Justus urplötzlich einen Stoß vor die Brust, so daß der Erste Detektiv sich erst einmal auf den Hosenboden setzte. Sie selbst sprang mit der Geschwindigkeit eines Känguruhs die Stufen herunter und war aus seinem Blickfeld verschwunden, ehe er überhaupt begriff, was geschah.

Aber dann raffte er sich doch in Sekundenschnelle auf. Diese Dame unterschätzte ihn, und das konnte Justus nicht leiden. Sie würde ihn kennenlernen!

Im zweiten Stockwerk hatte Mrs. Silverstone die Tür aufgerissen und vernehmlich hinter sich zugeworfen, um dann im Eilschritt einen langen Flur entlangzugehen. Ein wenig hatte Justus schon aufgeholt. Ein Hotelgast, an dem sie vorbeikamen, schaute sich verwundert nach dem eiligen Pärchen um. Justus sah, wie Mrs. Silverstone zurückprallte und wie angewurzelt stehenblieb. Sie drehte sich nach ihm um. Im selben Augenblick ging eine Zimmertür auf, und im Rahmen erschien eine ältere grauhaarige Frau mit Lockenwicklern. Als Justus seine Hand nach Mrs. Silverstone ausstrecken wollte, sah er auf dem Etagenflur die Rücken von zwei Polizeiuniformen.

»Entschuldigt Sie«, flötete Mrs. Silverstone mit starkem französischen Akzent. »Wir sind ausgestiegen in eine falsche Stockwerk, und meine Mann hier, ihm ist überhaupt nicht wohl. Können wir erhalten eine Glas Wasser?«

Justus setzte eine leidende Miene auf, obwohl er eigentlich losprusten wollte über die niedlichen Fehler von Madame Silverstone.

»Bitte sääärr«, stöhnte er.

Die Dame winkte die beiden herein. »Kommen Sie aus Frankreich?«

»Aus Paris.« Mrs. Silverstone schob die Frau sachte durch die Tür. Justus achtete darauf, in Tuchfühlung mit ihr zu bleiben.

»Für das erste Mal wir sind in Los Angeles. Oh! Diese

schrecklich hohen Hochhäuser! Da muß mein Mann ganz schwindeln!«

Justus kämpfte um seine Beherrschung. Langsam ließ er sich in einen der bequemen Sessel am Fenster sinken. Und dann traute er seinen Augen nicht. Denn während ihre Gastgeberin ein Glas Wasser aus dem Badezimmer holte, ließ Mrs. Silverstone einen begehrliehen Blick durch das Zimmer wandern.

»Nein«, sagte Justus eine Spur zu laut. »Hier doch nicht auch noch!«

Sie sah ihn tadelnd an. »Aber naturellement non«, flötete sie.

Die Dame brachte Justus ein Glas Wasser. »Merci«, sagte er.

Dann kramte er in seinem Schulfranzösisch, aber es fiel ihm keine passende Floskel mehr ein.

»Ich glaube, meine Mann geht schon besser«, behauptete Mrs. Silverstone nach ein paar Minuten, in denen sie ihrer Gastgeberin weiter mit ihrem merkwürdigen Akzent von Paris vorgeschwärmt hatte. »Jetzt wir sollen verschwinden.«

Das könnte dir so passen, dachte Justus. Sie machte eine auffordernde Handbewegung. »Morgen wir reisen ab. Aber heute es steht noch Disney-Land auf die Programm.«

Justus nickte lächelnd, mit einer nichtssagenden Miene, so als ob er das ganze Gespräch nicht hätte verfolgen können.

»Merci für die Wasser«, bedankte er sich mit einer kleinen Verbeugung. Daß die Dame ihnen mit einem verwunderten Blick nachsah, bekamen sie nicht mit.

Glücklicherweise waren die Polizisten verschwunden. Ein paar Meter weiter zog Justus Mrs. Silverstone wieder in das muffige, trübe Treppenhaus. »Aber jetzt bitte keine Tricks mehr«, beschwor er sie. »Sie sind nicht schneller als ich.«

Mrs. Silverstone wollte erneut wissen, mit wem sie es zu tun hatte, aber Justus hatte keine Lust zu langatmigen Erklärungen. Natürlich hatte sie längst begriffen, daß er kein Hoteldetektiv war. Jedoch war es jetzt erst einmal wichtiger, aus diesem Hotel herauszukommen.

»Später«, sagte er wieder.

»Also dann«, sagte Mrs. Silverstone kurz entschlossen.

»Durch die Wäscherei. Und wenn uns jemand fragt, spielen wir wieder die Franzosen.«

»Lieber Japaner«, konterte der Erste Detektiv, erntete dafür aber nur einen strengen Blick. »Dann eben nicht«, murmelte er. Wenn sie draußen waren, würde er seiner frischgebackenen Ehefrau beichten müssen, wie dürftig sein Französisch war.

Mrs. Silverstone schien das Hotel zu kennen wie ihre Westentasche. Im Kellergeschoß schlug ihnen aus der Wäscherei heißer Dampf entgegen, als sie die Doppeltür öffneten.

»Halten Sie sich rechts an der Wand«, flüsterte sie und ging vor. Niemand hielt sie auf. Justus sah zwei kräftige Frauen, die eine riesige Waschmaschine füllten. Sie kümmerten sich aber nicht um die ungewöhnlichen Besucher.

»Hier.« Mrs. Silverstone deutete auf eine schmale Tür. »Gleich haben wir's geschafft.« Dahinter mußten sie über einen schmalen Steg zu einer Feuerleiter. Als Justus nach unten sah, wurde ihm schwindelig. Die Leiter endete schließlich fast zwei Meter über dem Asphalt einer Seitengasse. Von oben sah es fürchterlich hoch aus. Ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, sprang Mrs. Silverstone hinunter und kam sogar federnd unten auf.

Wenn ich nicht riskieren will, daß sie mir wieder davonläuft, dachte Justus, bleibt mir nichts anderes übrig, als auch zu springen. Er faßte sich ein Herz, holte tief Luft und landete weniger elegant, aber unverletzt direkt neben ihr.

»Kommen Sie«, Mrs. Silverstone streckte ihm die Hand entgegen. »Wir müssen doch zusammenhalten. Oder?« Zum ersten Mal sah Justus etwas wie Unsicherheit auf ihrem Gesicht.

Er sah sie offen an und nickte. »Vor allem müssen wir miteinander reden.«

Sie gingen langsam nebeneinander her in Richtung Haupt-

straße. Niemand folgte ihnen. Justus beobachtete sie von der Seite. Richtig schick sah sie aus mit ihrem Kurzhaarschnitt und dem lässig weiten Pullover.

»Haben Sie den Mann gekannt?« fragte er unvermittelt.

Sie schüttelte den Kopf.

»Aber Sie haben ihm doch gewunken und mit ihm geredet.«

»Ich habe ihn gefragt, ob er Mr. Derrigan von der Firma Sowieso ist. Den müßte ich hier geschäftlich treffen, habe ich gesagt. Und daß ich ihn nicht kenne, er aber ganz genau so aussieht, wie mir dieser Derrigan beschrieben worden ist. Das Ganze muß nach einer längeren Unterhaltung zwischen Leuten, die sich kennen, aussehen, verstehen Sie? Als wären wir Mann und Frau oder er der Chef und ich seine Assistentin.«

»Natürlich«, erwiderte Justus. Es war ja ganz einfach. Das blonde Mädchen an der Rezeption sollte die Szene sehen und dann den Schlüssel hergeben, ohne lange zu fragen.

»Und dann gehe ich zur Rezeption und sage, ich soll für meinen Chef noch etwas aus seinem Zimmer holen.«

»Aber das kann man ja nicht mehrmals machen«, sagte Justus. »Der Trick spricht sich doch herum bei den Hoteldetektiven und bei der Polizei.«

»Natürlich nicht.« Sie warf den Kopf in den Nacken. »Man muß sich immer etwas Neues einfallen lassen, richtig kreativ sein.«

»Ganz schön riskant«, sagte Justus langsam. Sie hatten die Hauptstraße erreicht. Justus war froh, als er zweihundert Meter weiter Peters MG stehen sah.

»Nicht nur riskant«, erwiderte Mrs. Silverstone. Sie seufzte. »Es ist bald vorbei damit. Es gibt ja fast keine Hotels mit Zimmerschlüssel mehr. Überall werden Codekarten eingeführt.«

Am Ende der Straße tauchten zwei jaulende Streifenwagen auf und kamen rasch näher.

»Ob die uns gelten?« fragte Justus.

»Vielleicht. Gehen Sie weiter.« Mrs. Silverstone blieb vor einem Schaufenster stehen und drehte der Straße den Rücken zu. Justus hob im Weitergehen vorsichtshalber den Arm vors Gesicht, als die Polizeiautos vorbeipreschten. Dabei ließ er Mrs. Silverstone nicht aus den Augen. Als die Gefahr vorbei war, kam sie ihm nach.

»Und was war heute die Beute?« Justus stellte sich Mrs. Silverstone in den Weg und sah sie streng an.

»Leider.« Sie schüttelte bedauernd den Kopf. »Ich habe das ganze Zimmer abgesucht. Wahrscheinlich hat dieser Gast alles in seinem Safe. Mein Pech.«

Justus grinste sie an. »Safes«, sagte er bedächtig, »sind eben eine äußerst nützliche Sache.« Hinter der Windschutzscheibe des MG konnte er schon Peter und die prächtige Afrolook-Frisur erkennen, für die er sich bei der Wahl seiner Perücke entschieden hatte. Aber sie waren noch vierzig Meter entfernt, und er wollte die Überraschung von Mrs. Silverstone allein genießen, wenn er sich demaskierte. »Im ›Carlton‹, aber auch im ›Old Star‹.«

Mrs. Silverstone blieb stehen wie vom Donner gerührt. Sie starrte Justus ins Gesicht. Ihre blaugrünen Augen funkelten.

Justus warf einen Blick über die Schulter zurück. Das Hotel lag weit genug hinter ihnen, und niemand schenkte ihnen Beachtung. Mit einem Ruck riß er sich die Perücke und den Bart herunter.

Mrs. Silverstones Backenknochen mahlten. »So ist das«, sagte sie langsam. »Sie sind das.«

Feuer!

Peter stieg aus und riß die hintere Wagentür auf. »Darf ich bitten?« sagte er und machte einen knappen Diener. Mrs. Silverstone stieg ein. Justus drückte sich gleich neben sie.

Die ersten Kilometer fuhren sie schweigend aus der Stadt heraus. Dann steuerte Peter seinen MG auf den Parkplatz vor dem Kaufhaus und hielt neben Mrs. Silverstones rotem Chevy an.

»Und jetzt?« Mrs. Silverstone sah Peter gespannt an.

»Jetzt stelle ich mich erst einmal vor.« Er wollte gerade seine Perücke absetzen, als Mrs. Silverstone sagte, die könne er ruhig aufbehalten. »Sie habe ich sofort erkannt«, sagte sie, »Sie sind Mr. Shaw.«

Justus knuffte Peter in die Seite und kniff ihm tröstend ein Auge zu. Aber Peter konnte seine Enttäuschung darüber, daß ihm seine Tarnung nicht recht geglückt war, nur schwer verbergen. Er verstaute seine Perücke und die randlose Brille im Handschuhfach.

»Ich fahre mit Ihnen zurück«, entschied Justus. Zusammen mit Mrs. Silverstone stieg er in deren Auto um. Als sie sich hinters Steuer setzte, seufzte sie leise. Peter ließ sie vorausfahren und hielt sich dann dicht hinter ihr. Nach ein paar Minuten Schweigen legte sie ein komplettes Geständnis ab.

Sie redete wie ein Wasserfall, von ihren verschiedenen Methoden, was sie schon alles hatte mitgehen lassen und wie sie als Taschendiebin angefangen hatte. »Die Polizei sucht mich«, schloß sie. »Und ihr habt mich gefunden.«

»Und Sie sind eine Weltmeisterin im Verkleiden«, stellte Justus fest.

»Danke schön.« Mrs. Silverstone errötete ein wenig wegen des Kompliments. »Aber das nützt mir jetzt auch nichts mehr«, fügte sie hinzu. Dann schwieg sie wieder. Sie schien intensiv nachzudenken, was jetzt werden sollte. Vielleicht malt sie sich

aus, wie es im Gefängnis sein wird, dachte Justus.

»Wie habt ihr das geschafft?« Neugierig sah sie ihn von der Seite an.

»Es war schwer genug«, sagte Justus. »Insgesamt haben wir vier Anläufe gebraucht. Jedes Mal sind wir Ihnen ein Stück weiter auf den Fersen geblieben.«

»Alle Achtung. Und wieso habt ihr mich überhaupt verfolgt?«

»Irgendwo mußten wir ja mal anfangen«, erwiderte Justus und erzählte Mrs. Silverstone von dem Auftrag, den sie von Amanda hatten.

»Mit diesen merkwürdigen Vorgängen im Hotel habe ich aber nichts zu tun.« Mrs. Silverstone sagte das mit großem Nachdruck. »So etwas würde ich nie machen.«

Justus wunderte sich, warum sie solchen Wert darauf legte, daß sie in diesem Punkt unschuldig war. Aber er verzichtete darauf, das näher zu erforschen. Jetzt gab es Dringenderes zu besprechen. »Ich habe Sie da auch nicht in Verdacht«, teilte Justus ihr mit. »Aber als ich merkte, daß Sie sehr gut hören, da wußte ich, daß etwas nicht stimmt.«

Mrs. Silverstone erzählte, daß sie den Trick mit der gespielten Schwerhörigkeit von einer Tante gelernt hatte. Die hatte gemeint, man könne sich dadurch die Menschen besser vom Leibe halten. Justus fand das ziemlich traurig. Sie schwieg und konzentrierte sich darauf, zügig einen Touristenbus zu überholen, der schon seit einiger Zeit vor ihnen hergefahren war. Sie ist eine ausgezeichnete Fahrerin, dachte Justus. Jetzt hatte sie sogar Peter abgehängt, und der war wahrlich kein Anfänger.

»Warum tun Sie das?« wollte Justus unvermittelt wissen.

»Was? Stehlen?« Sie hob die Schultern und ließ sie wieder sinken. »Leidenschaft. Nervenkitzel. Nötig hätte ich's nicht.«

»So eine Art Sucht?«

»Vielleicht.« Mehr wollte sie offenbar dazu nicht sagen. »Was habt ihr mit mir vor? Eigentlich sollten wir zur Polizei fahren.« Sie richtete sich auf.

»Ich zöge es vor, wenn Sie uns helfen würden«, sagte Justus.

»Helfen? Ich? Euch?« Mrs. Silverstone schien ehrlich verwundert. Sie mußten gerade vor einer Ampel halten, die auf rot stand. Justus nutzte den Augenblick und angelte aus seiner Brieftasche die Visitenkarte.

Die drei Detektive ???	
Wir übernehmen jeden Fall	
Erster Detektiv	Justus Jonas
Zweiter Detektiv	Peter Shaw
Recherchen und Archiv	Bob Andrews

Er überreichte ihr die Karte, sie nahm sie in die Hand und warf einen raschen Blick darauf.

»Ach, so ist das«, sagte sie. »Der Gärtner also auch.«

»Der Gärtner auch«, echote Justus. Er fühlte sich richtig stolz, wie ein Spieler, der immer neue Asse auf den Tisch blättert und vor dem die anderen allmählich in die Knie gehen.

»Und wobei soll ich euch helfen? Ich habe keine Ahnung, wer für diese sonderbaren Vorgänge im Hotel verantwortlich ist.

Ich war nur immer froh, wenn Amanda meinte, man brauche die Polizei nicht zu holen.«

»Kann ich mir vorstellen«, sagte Justus. Und dann erzählte er Mrs. Silverstone von seinem Verdacht.

Das Abendessen im Hotel begann wie gewöhnlich. Sogar Amanda ließ sich wieder einmal sehen. Sie hatte ein schickes rotes Kleid angezogen, das bis zu den Knöcheln reichte und zu dem ihr der unvermeidliche weiße Schal besonders gut stand. Diesmal hatte sie sich am Tisch der Greens niedergelassen, die nun auch beschlossen hatten, am nächsten Morgen abzureisen.

Nicht erschienen war Garfield, so daß Mr. Simpson, kaum daß er ohnehin schon verspätet den Speisesaal betreten hatte, einen ungeduldigen Blick auf seine Uhr warf und mißbilligend den Kopf schüttelte. Dann fragte er Mrs. Silverstone, ob sie etwas dagegen hätte, wenn er ihr Gesellschaft leistete.

Mrs. Silverstone, die ein dunkelgraues Kostüm trug, das Justus noch nicht kannte und in dem sie wieder ziemlich altjüngferlich aussah, hob die Hand ans Ohr und ließ sich die Frage wiederholen.

»Durchaus nicht«, hörte Justus sie hoheitsvoll erwidern. Dann half er Michael den ersten Gang servieren. Eine auf den ersten Blick undefinierbare Suppe, von der Georgette in der Küche Stein und Bein schwor, so etwas Köstliches sei im Umkreis von 20 Meilen nicht zu bekommen. Justus beschloß, ihr vorläufig zu glauben, und verschob den Test, ob sie wirklich recht hatte, auf später.

Dann trat Henry auf. Auch er trug die Kellneruniform, mit schwarzem Anzug und weißem Hemd. Justus runzelte die Stirn. Als ob Michael und er mit dem Servieren nicht allein fertig würden! Er grinste still in sich hinein: In den paar Tagen, die er bei Amanda war, hatte er schon eine richtige Berufsehre entwickelt. Er schickte Henry, der es bestimmt nur gut meinte, einen versöhnlichen Blick hinüber. Aber Henry nahm ihn gar nicht wahr. Er machte einen geistesabwesenden Eindruck. Als er den Hartfords die Suppe auftrug, wäre ihm um ein Haar eine Tasse vom Tablett gerutscht. Dieses Unglück konnte er gerade noch verhindern, aber für die beiden Löffel kam Henrys Reaktion zu spät. Sie fielen zu Boden und gaben Peter die Gelegenheit aufzuspringen, sie aufzuheben und damit ein paar Sympathiepunkte bei Henry zu gewinnen.

Gerade als er in die Küche wollte, um Mrs. Silverstone eine Flasche Mineralwasser zu holen, hörte Justus dieses entnervende Klopfen, das immer entstand, wenn Tim Green mit dem Besteck einen Gegenstand bearbeitete. »Da drauschen brennt

esch!« krächte dazu seine Jungenstimme. »Esch brennt!«

Justus kehrte auf dem Absatz um und starrte Tim an. Der hatte in der einen Hand den Suppenlöffel seines Vaters und trommelte damit auf das Weinglas seiner Mutter. Mit der anderen zeigte er durchs Fenster nach draußen, wo die Sonne wie ein glutroter Ball dem Horizont entgegensank.

»Das ist kein Feuer«, sagte Mrs. Green zu ihrem Jüngsten. Sie fuhr beruhigend durch sein Haar. »Das ist die Sonne.«

Sie unterschätzt ihren Sohn, dachte Justus, der ist zu aufgeweckt, um die Sonne für irgendein Feuer zu halten. Er durchquerte den Speisesaal und die Eingangshalle und stieß die schwere Flügeltür auf. Über der Baumreihe hinten im Park stieg schwarzer Qualm empor, und manchmal loderte eine dunkelrote Flamme auf.

»Der Schuppen!« Justus fuhr herum und stand vor Henry, der zur Abwechslung nicht krebsrot im Gesicht war, sondern ziemlich blaß. Der nächste, der hinter den beiden herkam, war Simpson, in seinem Gefolge Mrs. Silverstone und Amanda.

Eine halbe Minute später setzte sich die ganze Kolonne in Bewegung. Gäste und Bedienstete des ›Old Star‹ gingen und rannten, je nach Temperament und Erregung, zu der Baumreihe hinüber. Hinter Peter bildete das Schlußlicht Georgette, die im Laufen keuchend zu Mrs. Green sagte, sie sei heilfroh, daß alle schon ihre Suppe gegessen hätten. Den Hauptgang könne sie noch eine Weile warmhalten. Peter drehte sich um und bekam mit, wie Mrs. Green Georgette ansah, als käme sie von einem anderen Stern. »Aber das ist doch nun wirklich ganz unwichtig«, zischte sie.

Justus hielt zusammen mit Henry die Spitze des Zuges. Unter den Platanen kamen Bob und Garfield angelaufen. Als die beiden sahen, daß mehr als ein Dutzend Menschen an den Brandherd eilten, machten sie kehrt. Unter den Bäumen tauchten die Umrisse des lichterloh brennenden Schuppens auf.

»Nur gut, daß wir morgen endlich fahren!« rief Mrs. Green

schrill von hinten.

»Wer alarmiert denn die Feuerwehr?« Das war die Stimme von Mrs. Hartford, wie Peter sofort bemerkte. Er drängelte ein wenig an die Spitze, um mitzubekommen, was Garfield dort zum Besten gab.

»Ich wollte gerade noch ein wenig Luft schnappen vor dem Abendessen, müssen Sie wissen!« rief er. Vor dem feurigen Hintergrund leuchtete der Kranz seiner weißen Haarpracht noch eindrucksvoller als sonst. »Und wie ich gerade hier unter den Bäumen bin, höre ich so ein komisches Knistern.«

Mittlerweile war der Zug am Ort des Brandes angekommen.

Näher als zehn Meter konnte man nicht herangehen, so stark war die Hitze, die sich wie ein Ring um den brennenden Schuppen gelegt hatte. Der Dachstuhl war nur noch ein glühendes Skelett und drohte demnächst einzustürzen. Knisternd und prasselnd schlugen gelbe und rote Flammen in wildem Spiel durchs Dach, immer neue Figuren an den Himmel zeichnend.

Unter den Zuschauern breitete sich staunende Andacht aus. Zumal in diesem Augenblick Amanda mit starker Stimme rief: »Keine Sorge, meine Damen und Herren! In dem Schuppen sind keinerlei Wertsachen mehr. Es handelt sich lediglich um alte Möbel. Er hätte schon vor Jahren abgerissen werden sollen.«

Die Geräusche des Feuers übertönten das erleichterte Getuschel unter den Zuschauern. Nur Mrs. Hartford wollte sich offenbar davon nicht anstecken lassen. Sie stand direkt neben Justus und rief, trotzdem müsse man augenblicklich Feuerwehr und Polizei holen.

»Ich habe Henry bereits geschickt«, entgegnete Amanda. »Die Feuerwehr wird bald da sein.«

Länger als eine Minute, schätzte Justus, würde sich der Dachstuhl nicht mehr halten können. Er machte ein paar Schritte zu Mrs. Silverstone hinüber. »Vielleicht ist das ein günstiger

Augenblick«, sagte er in ihr Ohr.

»Das habe ich auch schon gedacht«, antwortete sie. »Ich passe den Moment ab, in dem der Dachstuhl zusammenbricht.« Sie nickte ihm zu, dann schlängelte sie sich nach vorn, wo Amanda, Simpson und Garfield standen.

Diebin in Aktion

Mrs. Silverstone war kaum eine Minute fort, als die Dachbalken mit ohrenbetäubendem Krachen zur Erde stürzten. Mittlerweile glichen auch die Wände des Schuppens nur noch einem halb durchsichtigen Pergament, so daß man den einzelnen Balken zusehen konnte, wie sie funkenstiebend aufschlugen. Unwillkürlich wichen die Zuschauer zurück. Ein neuer, noch stärkerer Schwall von Hitze schlug ihnen in die Gesichter.

Wenig später kam Mrs. Silverstone zu Justus zurück. Er spürte, wie sie ihm etwas Weiches in die Hand drückte.

»Danke. Ich verschwinde.« Mit eiligen Schritten trat Justus den Rückzug Richtung Hotel an. Als er an einer Platane vorüberkam, hörte er eine Stimme.

»Das hat sie prima gemacht«, lobte Peter.

»Allerdings. Komm mit.«

»Ich auch«, sagte Bob, der unter der übernächsten Platane auftauchte. Ohne seinen Schritt zu verlangsamen, meinte Justus, er solle kurz warten, damit es nicht so auffiele.

Ein paar Minuten später beugten sie sich auf Peters Zimmer über Mr. Edward Simpsons Taschenkalender. Mr. Simpson hatte eine winzige, aber gestochen scharfe Handschrift.

»Ich hätte nicht gedacht, daß er es uns so leicht macht«, murmelte Justus. »Das kommt davon, wenn man glaubt, man ist unfehlbar.« Er tippte mit dem Zeigefinger auf eine Eintragung am 5. Juli.

Peter las laut vor. »Garf. = Trottel. Merkt nichts. Will Kriminalschriftsteller sein!!«

Justus blätterte um. Unter dem Datum des 7. Juli stand etwas, was die drei Detektive zu einem gedämpften Freudenschrei veranlaßte. Es war ein unverhülltes Geständnis. »Amanda bald weich. Wem die Stund' im Schwimmbad schlägt.«

»Er hat eine literarische Ader«, murmelte Justus. »Vielleicht sollte er Kriminalromane schreiben, statt Garfield.« Simpsons

Ausspruch im Speisesaal fiel ihm ein: Daß man einen guten Kriminalroman schreiben könne über die merkwürdigen Vorgänge in diesem Haus. Kein Wunder, dachte Justus, wenn einer den Täter und seine Motive so gut kennt.

»Jetzt brauchen wir nur noch etwas über seine Auftraggeber zu finden«, sagte Bob und langte an Justus' Schulter vorbei zu dem Kalender, um die nächste Seite aufzuschlagen. Wieder hatten sie Glück. Am 9. Juli hatte Simpson notiert: »P. B. sehr zufrieden. Honorar x 2?« Die letzte Eintragung stammte vom Vortag, dem 11. Juli. Sie lautete: »Mit P. B. Finale beschlossen. Feuerwerk.«

Justus klappte den Kalender zu. »Das reicht«, sagte er triumphierend. »Es ist so, wie ich vermutet hatte. Die Betreiber vom ›Pacific Beach‹ wollen Amanda zum Aufgeben zwingen. Alles nur, damit sie den ›Old Star‹ selber übernehmen können. So schafft man sich eine lästige Konkurrenz vom Hals. In Simpson haben sie jemanden gefunden, der ihnen die Dreckarbeit machte. Wahrscheinlich hat auch Simpson die Zeitung informiert, damit jeder erfährt, was sich hier abspielt.« Er stand auf und reckte sich. »Beinahe hätten sie ja auch Erfolg gehabt. Aber jetzt werden wir ihnen einen dicken Strich durch die Rechnung machen.« Er wandte sich an Bob. »Geh bitte runter und ruf Inspektor Cotta an. Er wird sich freuen, wenn wir ihm diesen gemeinen Kerl auf dem Silbertablett servieren.«

Draußen ertönten die ersten Feuerwehirsirenen. Sie fuhren mit dem Lift ins Erdgeschoß. Während Bob telefonierte,, gingen Justus und Peter noch einmal hinaus. In der Dämmerung stand eine lange Rauchfahne über der Platanenreihe. Flammen waren von hier aus nicht mehr zu sehen.

»Das Feuer hat ganze Arbeit geleistet«, murmelte Justus. Mit Tatütata preschten die beiden Spritzenwagen der Feuerwehr von Rocky Beach durch die Einfahrt aufs Gelände. Wie Fontänen spritzten unter ihren Rädern die Kieselsteine auf den Wegen in die Luft. Zwei, drei Äste brachen ab, als die mächtigen

gen Fahrzeuge an den Platanen vorbei zum Schuppen führen. Justus wußte, was jetzt kommen würde. Es hatte keinen Sinn mehr, zurück zum Brandort zu gehen.

Tatsächlich tauchten bald die ersten Schaulustigen unter den Bäumen auf. »Die Feuerwehrleute riegeeln den Tatort ab«, kombinierte Peter.

Justus klopfte ihm anerkennend auf die Schulter. »Sehr richtig. Und wir wenden uns wieder dem Abendessen zu. Aber es wird nicht allen schmecken.«

Justus wartete, bis man Platz genommen hatte. Die ganze Gesellschaft schnatterte laut durcheinander. Am aufgeregtesten war Mrs. Hartford. Sie verlangte von ihrem Mann, er müsse persönlich dafür sorgen, daß die Polizei alarmiert wurde. »Das ist doch ein Kriminalfall!« rief Mrs. Hartford beschwörend. »Das kann man doch nicht der Feuerwehr überlassen!« Mr. Hartford versuchte, seiner Frau zu erklären, daß in einem Fall wie diesem selbstverständlich die Polizei geholt werden mußte. Aber sie hörte ihm gar nicht zu, sondern wandte sich an die am Nachbartisch sitzende Mrs. Silverstone mit der Frage, ob sie ihr denn nicht recht gebe.

Mitleidig beobachtete Justus, wie Mrs. Silverstone jetzt darauf verzichtete, weiter die Schwerhörige zu mimen. »Aber natürlich. Vollkommen«, sagte sie leise. Es klang sehr resigniert. Fehlt nur noch, ging es Justus durch den Kopf, daß sie aufsteht und vor allen Leuten ihre Sünden beichtet.

Aber das tat Mrs. Silverstone nun doch nicht. Statt dessen sah sie Justus mit einem fragenden Gesichtsausdruck an. Er spürte, wie seine Handflächen naß wurden. »Den Nachttisch noch«, murmelte er und begann, zusammen mit Michael die Dessertteller aus der Küche zu holen. Danach sah er sich um. Es waren fast alle da. Peter und Bob hatten unauffällig Position bezogen und blinzelten ihm zu. Es konnte also losgehen. Justus überlegte, wann zuletzt er in einer solchen Situation gewesen war. Aber auf Anhieb fiel es ihm nicht ein. Er baute sich neben dem

Tisch der Greens auf und rief laut: »Meine Damen und Herren!«

Der kleine Tim Green griff seinen Eislöffel und hämmerte gegen die Glasschale. »Eine Rede! Eine Rede! Juschtusch will eine Rede halten.«

»Meine Damen und Herren«, rief Justus wieder, und dabei fing er verwunderte Blicke von allen Seiten auf. Aber jetzt machten sie ihm nichts mehr aus. Er hatte sich diesen Schluß so zurechtgelegt, und nun würde er ihn so ausführen, wie er es sich vorgenommen hatte. Die Tür ging auf, und Amanda trat ein, begleitet von Henry. Bob nickte Justus zu, als wollte er sagen, was habe ich dir gesagt, wenn ich den beiden ausrichte, daß sie in zehn Minuten die Feuerwehr kurz allein lassen und im Speisesaal aufkreuzen sollen, dann kommen sie auch.

»Sie wissen alle, was sich in diesem Haus in jüngster Zeit ereignet hat«, begann Justus, »und jetzt eben sind Sie Zeugen geworden, wie der Schuppen hinten im Park abgebrannt ist.«

»Allerdings«, rief Mrs. Hartford dazwischen, »die Polizei wird diese schrecklichen Dinge hoffentlich aufklären!«

»Das braucht sie nicht mehr«, sagte Justus und ließ diesen bedeutungsvollen Worten eine angemessene Pause folgen.

Peter und Bob rückten derweil etwas näher an ihr Ziel heran.

»Aber ich darf mich Ihnen erst einmal vorstellen.«

»Ich dachte, Sie heißen Justus, Justus Jonas.« Mrs. Green war ehrlich empört. Offenbar konnte sie solche Überraschungen nicht leiden.

»Ganz recht«, fuhr Justus fort. »Aber ich bin kein Kellner, sondern Detektiv.« Ein Raunen folgte dieser Mitteilung. »Und nicht nur ich bin Detektiv. Ich darf Ihnen auch gleich meine Freunde und Kollegen vorstellen. Hier drüben steht Bob Andrews —« Wieder ging ein lautes Gemurmel durch die Reihen der Gäste. Aus den Augenwinkeln sah Justus, daß sich in der Tür zur Küche jetzt auch Georgette, Michael und die schüchterne Linda von der Rezeption aufgebaut hatten und

seinem Vortrag mit offenstehenden Mündern folgten. »Und hier sehen Sie meinen Stellvertreter Peter Shaw.« Diese Enthüllung schlug im Saal wie eine Bombe ein. Man rief durcheinander, Mrs. Hartford und Mrs. Green erhoben sich fast wie auf Kommando von ihren Stühlen. Für so etwas war Peter zuständig. Mit einer einzigen Handbewegung brachte er sie dazu, sich wieder hinzusetzen. Auch Amanda und Henry fingen an, heftig miteinander zu tuscheln, denn von Peters Rolle hatten ja auch sie keine Ahnung gehabt. Justus glaubte in Amandas Miene staunende Anerkennung zu lesen.

Matt Garfield allerdings hieb die Faust auf den Tisch. »Man ist also bespitzelt worden«, rief er zornig und zerrte wieder an seiner Fliege, obwohl sie wie immer tadellos gerade saß. »Das ist gegen das Gesetz, müssen Sie wissen.«

Was Garfield angeht, hat Simpson recht, dachte Justus, er ist wirklich ein Trottel. »Unser Detektivbüro hatte einen Auftrag«, übertönte er das Stimmengewirr. »Einen Auftrag, verstehen Sie? Und zwar von der Chefin dieses Hotels selbst. Von Mrs. Black persönlich!«

»Ist das wahr, Amanda?« rief Garfield.

»Es ist wahr«, antwortete Amanda, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Dann bin ich die längste Zeit Ihr Stammgast gewesen«, gab Garfield aufgebracht zurück. »Simpson, sagen Sie doch auch etwas!« Aller Augen richteten sich auf den Angesprochenen.

Aber der saß nur stocksteif da, als hätte er einen Besenstiel verschluckt. Er hatte seinen Blick fest auf einen Punkt in der Ferne geheftet.

Justus hatte das Gefühl, er sollte jetzt zur Sache kommen.

»Engagiert wurden wir nach den ersten drei Vorkommnissen. Ich gebe zu, wir haben mehrere Tage im dunkeln getappt«, sagte er. »Ich darf Ihnen auch versichern, daß wir uns über mehr Unterstützung durch Mrs. Black gefreut hätten. Sie war uns gegenüber immer äußerst diskret, was ihre Gäste betrifft.«

Dann beugte sich Justus leicht zu Garfields Gegenüber, Edward Simpson, hinunter. »Wir wissen, wer verantwortlich ist. Und wir können es beweisen.«

Justus sah Simpsons Gesicht direkt vor sich. In den Augen hinter der Hornbrille flackerte die Angst. Auf seinem Glatzkopf standen tausend kleine Schweißperlen. Plötzlich fuhr Simpsons Hand in die Brusttasche seines Jacketts, dorthin, wo noch bis vor einer Stunde der Taschenkalender mit all den verräterischen Aufzeichnungen gesteckt hatte. Von einer Sekunde zur nächsten wurde er aschgrau.

»Suchen Sie etwas?« fragte Justus. »Es befindet sich in unserem Besitz.« Er ging zurück in die Mitte des Saals. »Um es kurz zu machen, meine Damen und Herren, man hat versucht, Amanda Black dieses Hotel abzukaufen. Für einen Preis allerdings, der viel weniger betrug als das, was dieses Haus, in dem wir uns alle so wohlfühlen, wert ist.« Peter und Bob warfen sich einen vielsagenden Blick zu. Jeder von ihnen wußte, was der andere dachte: Daß Justus sich ziemlich geschwollen ausdrückte. Bob zuckte unmerklich die Schultern.

»Und als das nicht ging, weil Mrs. Black es ablehnte, ihren Besitz für einen Schleuderpreis herzugeben, da griff man zu anderen Mitteln. Man suchte und fand jemanden, der durch gezielte Aktionen die Gäste aus diesem Hotel vertreiben sollte. Man hoffte, die Nerven der Besitzerin so zu strapazieren, daß sie aufgeben würde.« Für einige Augenblicke genoß Justus das neu aufbrandende Stimmengewirr.

»Das ist ja ungeheuerlich!« rief Garfield und hieb erneut die Faust auf den Tisch. »Was gibt es denn da für Beweise?« Mr. Green faßte sich ein Herz und stimmte ihm laut zu, wofür er einen strafenden Blick seiner Frau einfiel. Die würden bestimmt noch kommen, zischte sie ihm zu.

»Der beste Beweis ist immer ein Geständnis«, sagte Justus.

Und dann schwieg er. Die Leute sahen ihn verblüfft an. Im Saal wurde es immer leiser. Einer nach dem anderen begriff,

worauf Justus wartete: daß sich der Täter selbst zu erkennen geben würde. Schließlich hätte man eine Stecknadel fallen hören können, so mucksmäuschenstill war es geworden. Einige, wie Mrs. Hartford und die schüchterne Linda, hielten die Spannung kaum noch aus, was an ihren hochroten Köpfen zu sehen war.

Schließlich schob Edward Simpson wortlos seinen Stuhl zurück. Ein wenig schien er zu taumeln. Sofort wurde er von Peter und Bob in die Mitte genommen. Stumm strebten die drei dem Ausgang entgegen. Als sie fast an der Tür angekommen waren, öffnete sie sich, und für einen kurzen Moment erschien Inspektor Cotta. Im nächsten Augenblick war seine Uniform wieder aus dem Blickfeld verschwunden.

Zur Feier des Tages

Pünktlich um Mitternacht trafen sich alle im Speisesaal: Amanda, Henry, die drei ??? und Lys. Amanda hatte eingeladen und extra einen Zeitpunkt gewählt, an dem alle anderen schon zu Bett sein würden. »Jetzt sind wir ungestört«, sagte Amanda und schlang ihren Schal um den Hals. Dann verschwand sie höchstpersönlich in der Küche und kam nach einer Minute wieder heraus, auf einem großen Tablett sechs Gläser, eine Flasche Wein und – auf Wunsch von Lys und den drei Jungen – diverse Obstsaft balancierend. »Ihr seid alle meine Gäste, zur Feier des Tages!« rief sie.

Dann forderte sie den Ersten Detektiv auf zu erzählen, wie er darauf gekommen war, daß Simpson alle diese Schandtaten begangen hatte. »Aber bevor ich Ihnen das Wort erteile«, sagte Amanda feierlich, »habe ich noch eine Neuigkeit. Kurz nachdem die Polizei mit Mr. Simpson fortgefahren ist, rief Mr. Hunter an. Stellen Sie sich vor, was seine Frau beim Auspacken gefunden hat! Darauf kommen Sie nie!«

»Einen Kamm, einen Handspiegel«, sagte Justus und setzte dabei die denkbar coolste Miene auf.

»Richtig geraten«, trompetete Amanda. Für einen Moment überlegte Justus, ob er sie aufklären sollte, daß das alles mit Raten nichts zu tun hatte. Oder wenig. Viel mehr jedenfalls mit Scharfsinn. Aber wichtiger war ihm der bewundernde Blick von Lys. »Was habe ich dir gesagt, Amanda«, hauchte sie. »Es sind die tüchtigsten Detektive in der ganzen Gegend.«

Justus grinste etwas verlegen. Andererseits, dachte er, wenn sie jetzt gesagt hätte: an der ganzen Westküste, würde ich auch keinen Einspruch einlegen. »Ganz einfach«, begann er dann. »Wir sind streng logisch vorgegangen. Die Ausgangslage war schwierig. Wir hatten nämlich keine Beweise. Wir haben dann das sogenannte Ausschlußverfahren gewählt.«

»Welches Verfahren?« brummte Henry. Das Gesicht, das er

dabei machte, sprach Bände. Es war ihm äußerst peinlich, daß er ausgerechnet die beiden Detektive Justus und Peter in Verdacht gehabt hatte, einer Bande anzugehören, die alle diese Ereignisse verbrochen haben sollte.

»Das sogenannte Ausschlußverfahren«, dozierte Justus weiter. »An einem bestimmten Punkt der Ermittlungen erstellt man eine Liste aller Verdächtigen und geht sie immer wieder durch, indem man immer mehr Personen ausschließt. Am Schluß bleibt diejenige Person übrig, gegen die die stärksten Indizien sprechen.«

»Und welche waren das in diesem Fall?« wollte Amanda wissen.

»Sie waren schwach«, sagte Justus. »Aber sie waren die relativ stärksten. Wir nahmen an, daß es sich bei dem Täter oder der Täterin um eine alleinstehende Person handelte. Also kamen Simpson, Garfield, Mrs. Silverstone –« er stockte.

»– und Henry in Frage«, fuhr Peter unverblümt fort. Dabei sah er Henry herausfordernd an, und der starrte ärgerlich zurück.

»Das übrige Personal haben wir übrigens gleich ausgeschlossen«, erläuterte Justus. »Georgette, Michael, Linda – die sind einfach zu nett für solche Dinge. Zu harmlos, meine ich.«

»So so«, knurrte Henry. An seiner Stirn schwoll eine Zornesader. »Und was bin ich?«

Jetzt schaltete sich Bob ein. Er wandte sich an Amanda.

»Henry gehört zu den Leuten, aus denen man erst einmal schlau werden muß. Aber dann erkennt man, was für eine treue Seele er ist.« Amanda nickte heftig mit dem Kopf und legte Henry eine Hand auf den Arm.

»Von den vier Genannten blieb Simpson übrig, als wir uns fragten, welches Motiv im Spiel sein könnte«, fuhr Justus fort. »Daß Peter ihn sah, wie er aus dem ›Pacific Beach‹ kam, das paßte da prima hinein.«

»Nicht gepaßt hat uns übrigens«, warf Bob ein, »daß Sie,

Mrs. Black, uns nicht in vollem Umfang in die Situation eingeweiht haben. Sie hätten uns doch sagen müssen, daß die Leute vom ›Pacific Beach‹ das ›Old Star‹ kaufen wollten.«

»Deshalb wir uns da einiges zusammenreimen müssen«, sagte Peter mit etwas vorwurfsvollem Gesicht.

»Aber ich konnte doch nicht wissen –« rief Amanda und warf dramatisch die Hände in die Luft.

»Wirklich nicht?« Nach dieser Frage von Lys war es einen Moment ganz still. Amanda schlug die Augen nieder. Nach ein paar Sekunden sagte sie ziemlich leise, sie hätte es einfach nicht glauben wollen, daß die Kollegen vom Nachbarhotel zu derartigen Mitteln greifen würden. Aber im nächsten Moment war sie schon wieder obenauf, schenkte sich und Henry ein neues Glas Wein ein und stieß mit ihm darauf an, daß es jetzt wieder ruhigere Zeiten geben würde in ›Amandas Old Star‹. Lys und die drei ??? stießen mit Obstsaft auf den Rest der Ferien an und darauf, was sie zusammen mit Elizabeth und Kelly noch alles unternehmen wollten.

Strahlend teilte Amanda Peter mit, selbstverständlich koste ihn das Hotelzimmer nichts. Justus stand auf. »Ich muß mich jetzt leider entschuldigen. Aber ich habe noch eine dringende Verabredung. In ein paar Minuten bin ich zurück.« Auf dem Weg hinaus malte er sich die verblüfften Gesichter aus, die ihm jetzt nachstarrten.

Im ersten Stock klopfte er an Zimmer 104. Alles blieb still.

Justus spürte, wie ihm das Blut in den Kopf schoß. »Sollte ich mich so in Ihnen getäuscht haben, Madame?« sagte er leise zu sich selbst und klopfte noch einmal, diesmal heftig. Aber es rührte sich nichts. Er rannte zum Lift und fuhr hinunter.

Tatsächlich, an der Rezeption hing der Schlüssel. Also war Mrs. Silverstone abgereist. Dabei hatte sie ihm, Justus Jonas, doch in die Hand versprochen, daß sie sich am anderen Tag der Polizei stellen wollte. Im Ohr hatte er noch ihre beiden Sätze: »Wenn du mich begleitest, fällt es mir leichter. Du bist ja mein

Mann.«

Fast mechanisch nahm er den Schlüssel an sich und fuhr wieder hinauf. Er sperrte auf und betrat Mrs. Silverstones Zimmer. Das Bett war gemacht, die Schränke waren leer, der Safe in der Ecke stand offen. In der Mitte des Raumes allerdings stand ein riesiger verschlossener Koffer. Dessen Anblick erinnerte Justus an den Koffer im Zimmer von Simpson, das der selbst verwüstet hatte, um allen Verdacht von sich abzulenken.

»Hallo«, sagte plötzlich eine Stimme. Er fuhr herum. Vor ihm stand Mrs. Silverstone. Nicht in der gewohnten Aufmachung als Hotelgast, sondern so, wie sie wirklich war – als Hoteldiebin, jung und sportlich und mit ihrer kurzgeschnittenen Pagenfrisur. »Ich habe schon meinen Schlüssel vermißt. Ich dachte, vielleicht stiehlt gerade jemand etwas aus meinem Zimmer.« Sie lächelte ihn an.

»Ich, ich –« stotterte Justus.

»Ich weiß, du wolltest bloß sehen, was los ist«, sagte Mrs. Silverstone. »Schön, daß du dich um mich kümmerst. Ich war nur noch einmal in der Stadt. Ich weiß ja nicht, wann ich das nächste Mal dort hinkomme.«

»Vielleicht haben Sie Glück«, sagte Justus, »vielleicht läßt die Polizei Sie wieder laufen. Vielleicht setzt man Sie gegen eine Kaution wieder auf freien Fuß, bis zum Prozeß.«

»Wohl kaum.« Sie lächelte tapfer.

In diesem Augenblick fiel Justus auf, daß die beiden Zwergpinscher fehlten. »Wo sind denn Ihre Hunde?«

»Ich habe sie schon weggebracht, zu meiner Tante.«

»Hoffentlich nicht zu der, die Ihnen den Tip mit dem Taubheitsspiel gegeben hat«, erwiderte Justus, und jetzt mußten sie beide lachen. Sie gaben einander die Hand und wünschten sich alles Gute.

»Ich kann mich darauf verlassen?« sagte Justus. Sie würde schon wissen, was er meinte.

»Ehrenwort.« Mrs. Silverstone winkte ihm nach, als er den Flur hinunterging.

Die Runde unten im Speisesaal brach gerade auf. Amanda bedankte sich überschwenglich bei den drei ???, nicht ohne immer wieder ihren Schal mit großer Geste um ihren Hals zu drapieren. Zwischendurch meinte sie, die drei Jungen seien ein Lichtblick in einer bösen Welt. Justus überlegte nur kurz, ob er auch noch erzählen sollte, was es mit Mrs. Silverstone auf sich hatte. Aber dann beschloß er, Amanda wenigstens mit dieser Geschichte zu verschonen.

»Wißt ihr was?« sagte Justus statt dessen und hakte sich bei Lys unter. »Ich habe eine Idee. In einer Viertelstunde haben wir unsere Zimmer geräumt. Und dann schlafen wir endlich wieder zu Hause.«